



WIEGE DER MENSCHHEIT KENIA & TANSANIA

In diesem Tagebuch beschreibe ich unsere Urlaubsreise nach Ostafrika
Die Reise fand vom 14.7. bis zum 14.8.2023 statt.
Landkarten dazu finden Sie auf Seite 122.





Inhaltsverzeichnis

Kenia	4
Die Masai Mara	9
Die große Migration	15
Nach Nairbi	24
Am Fuß des Kilimanscharos	30
Tansania	45
Manyara Nationalpark	58
Die Serengeti	63
Die Massai	80
Ngorngoro-Krater	84
Sansibar	97
Pemba	106

Kenia

Im Sommer 2023 waren wir auf eine Reise nach Ostafrika aufgebrochen. Mit einem gemieteten Toyota Land Cruiser besuchten wir verschiedene Nationalparks in Uganda, dem grünen Herz Afrikas. Besonders die Begegnung mit einer Gruppe von Berggorillas im Bwindi-Reservat hat uns sehr berührt. Aber auch das Zusammentreffen mit frei lebenden Schimpansen im Urwald von Kibale und das Tierreichtum im Queen-Elizabeth-Nationalpark waren bemerkenswert. Wir besuchten im Rahmen unserer Reise auch den Distrikt Mubende der eine Klimapartnerschaft mit dem Landkreis Gießen pflegt. Zu Abschluss vor dem Flug nach Nairobi hatten wir das Glück auf mehrere Schuhschnäbel im Mabamba Swampland am Rande des Victoriasees zu treffen.

Am Flughafen Arusha am Fuße des Kilimandscharo bestiegen wir eine De Havilland DHC-8 um das kurze Stück nach Nairobi zu fliegen.

Die meiste Zeit des Fluges waren wir von Wolken umhüllt, und das änderte sich auch nicht wesentlich beim Anflug auf Nairobi. Die Millionenstadt lag in einem Dunst aus Nebel und Abgasen. Die weit über vier Millionen Einwohner und die prosperierende Wirtschaft hinterließen ihre Auswirkungen auf die Umwelt. Da wir mit einem Ostafrikavisum nach Uganda eingereist waren, mussten wir hier in Kenia keine weiteren Einreiseprozeduren abwickeln und konnten schon bald unser Gepäck in Empfang nehmen.

Plötzlich ertönte ein ohrenbetäubender Lärm aus zahllosen Sirenen gleichzeitig in allen Bereichen des Terminals. Nach unserer Einschätzung handelte es sich um einen Feueralarm. Niemand war jedoch von diesen markdurchdringenden Alarmsignalen beeindruckt, selbst das Sicherheitspersonal nicht, von denen zahlreiche Vertreter in unterschiedlichsten Uniformen vor Ort waren. Auch

die Mitarbeiter der Haustechnik schienen sich um diesen Alarm nicht zu kümmern, zumindest hielt der Lärm unverändert über die gesamte Zeit, in der wir im Gebäude waren, an. Als wir nach ungefähr zwanzig Minuten den Ausgang erreichten, stoppte das Signal kurz, um dann umgehend in gleicher Lautstärke wieder zu erschallen.

Erleichtert darüber, diese akustische Tortur hinter uns gelassen zu haben, galt es nun, unseren Abholdienst zu finden. Wie gewohnt standen Fahrer von Reisegesellschaften mit Schildern, auf denen die Namen der entsprechenden Gäste vermerkt waren, eng aufgereiht am Ausgang des Flughafens. Von unseren Namen keine Spur. Sofort stürzten freie Taxifahrer, die erkannten, dass wir suchend und etwas verloren mit unseren Koffern am Straßenrand standen, auf uns zu, um uns ihre Dienste anzubieten. Stoisches gingen wir auf deren Angebote nicht ein. Nach und nach fuhren die Transferfahrzeuge mit ihren Touristen ab, und der Platz leerte sich zusehends. Schließlich waren wir der letzte verbleibende Rest der angereisten Gäste. Inzwischen hatte ich bereits die Reiseunterlagen hervorgeholt und nach der entsprechenden Rufnummer gesucht. Nachdem sich mein Mobiltelefon in das kenianische Netz eingeloggt hatte, wählte ich die angegebene Nummer. Lediglich eine englischsprachige Ansage ertönte aus dem Telefon und erklärte in kurzen Worten, dass diese Rufnummer nicht existiere. Alle weiteren Versuche landeten bei der gleichen Mitteilung. Eine Null mehr vor der Rufnummer oder eine weniger änderten auch nichts an der Tatsache, dass wir niemanden erreichten. In meiner leicht aufkommenden Verzweiflung begann ich im Internet zu recherchieren. Dabei fiel mir auf, dass die angegebene Ländervorwahl zu Guinea-Bissau gehörte und nicht zu Kenia. Schnell war dann der Fehler gefunden: Die richtige Rufnummer begann nicht mit +245, sondern mit +254. Aufgrund dieses kleinen Zahlendrehers gingen all meine



Anrufversuche nach Westafrika. Mit der passenden Rufnummer hatte ich dann umgehend Kontakt zu Abigail, der Vertreterin des hiesigen Reisebüros. Sie entschuldigte sich zum einen dafür, dass sie erst mit einiger Verspätung am Terminal sein würde und noch mehr über das Missgeschick mit der Telefonnummer.

Dreißig Minuten später erschien dann ein schwarzglänzender Toyota Alphard, ein luxuriöser Van mit Front- und Heckspoiler und schicken Alufelgen. Kein Vergleich zu den Fahrzeugen, die zuvor pünktlich die anderen Reisenden abgeholt hatten. Mit Schwung öffnete sich die Fahrertür, und der junge Fahrer eilte umgehend zu uns, um unser Gepäck in Empfang zu nehmen und es in der von ihm gelenkten Nobelkarosse zu verstauen. Ebenfalls erschien Abigail, eine junge Frau im westlichen Businesslook. Sie begrüßte uns herzlich und entschuldigte sich nochmals für die Unannehmlichkeiten, die uns durch ihr Missgeschick entstanden waren. Erleichtert darüber, dass wir nicht am Flughafen Jomo Kenyatta International von Nairobi im Lärm der Alarmanlage gestrandet waren, stiegen wir dankend in den Wagen ein und freuten uns auf die Fahrt in zur Massai Mara.

Direkt nach dem Verlassen des Flughafenareals befuhren wir die mautpflichtige sechsspurige Expressroad in Richtung Norden. Diese Schnellstraße hatte einen perfekten Straßenzustand. Für uns auffällig war, dass im Vergleich zu Uganda nur wenige Motorräder auf den Straßen unterwegs waren. Der Highway führte uns durch die Megacity, entlang von ultramodernen Hochhäusern und maroden Wohnblocks. Dieser Kontrast war der erste offensichtliche Hinweis auf das immense Wohlstandsgefälle innerhalb der Stadt und erst recht innerhalb des Landes.

Aufgrund der Mautpflicht war die Fernstraße nur wenig ausgelastet; in den dazu parallel verlaufenden Strecken staute sich hingegen der Verkehr. Nach geraumer Zeit

steuerte Paul, so der Name des jungen Fahrers, eine Tankstelle an. Hier verabschiedete sich Abigail von uns und wünschte einen schönen Aufenthalt in Kenia. Währenddessen tankte Paul den Wagen auf und besorgte für uns Trinkwasser. Für den Fall, dass wir Hunger hätten, empfahl er uns einen Pizzabäcker oder einen Hamburger Grill, die direkt an der Tankstelle lagen. Wir entschieden uns jedoch dafür, erst später außerhalb der Hauptstadt eine Pause einzulegen. Auch nach dem Ende der Expressstraße änderte sich die Qualität des Straßenbelags kaum. Lediglich die Anzahl der Fahrspuren verringerte sich, bis es nur noch zwei waren.

Was uns erst jetzt, da wir in Kenia angekommen waren, bewusst wurde, war die Tatsache, dass das Land sehr hoch liegt. Nairobi beispielsweise auf über 1660 Metern über dem Meeresspiegel, somit etwa 300 Meter höher als Kathmandu, die Hauptstadt von Nepal.



Weit außerhalb von Nairobi bogen wir Richtung Westen auf die Kaplong-Narok-Maaui Road ein. Hier steuerte Paul das Buffalo Curio Shop And Coffee House an. Ein idealer Platz für unser Mittagessen und um etwas in dem riesigen Laden mit seinen unglaublichen Mengen an erwerbbarer Mitbringsel zu stöbern. Um zu den Toiletten zu gelangen, musste man über den Hinterhof. Hier arbeiteten einige Holzschnitzer in offenstehenden Wellblechschuppen an neuen Kunstwerken. In einer Ecke lagen wild gestapelte Rohlinge für graziöse Giraffen, davor ein halbfertiger Löwe und zahlreiche Buchstützen im Elefantendesign. Ich fand es spannender, den Schnitzern bei ihrer Arbeit zuzuschauen, als im Laden die fertigen Ausstellungsstücke zu begutachten. Imposant war schon die Menge der Schnitzereien und der angebotenen Gemälde. Hunderte fast gleichförmiger Elefanten, Nashörner und Nilpferde standen in Reih und Glied und warteten auf Käufer. Auf einen Einkauf verzichteten wir bewusst; auf der weiteren Reise würde es sicher noch reichlich Möglichkeiten geben, etwas für die Daheimgebliebenen zu erwerben.

Gestärkt mit einem Hühnchengericht mit Reis, Spinat und Gemüse machten wir uns alsbald wieder auf den Weg Richtung der Masai-Mara. Bereits nach kurzer Fahrt erreichten wir einen Aussichtspunkt, der am Rande des großen afrikanischen Grabenbruchs lag und uns einen weiten Blick über dieses einmalige Tal eröffnete. Es wird angenommen, dass sich von der Afrikaplatte entlang dieses Tals eine neu entstehende tektonische Platte abtrennt, die sich langsam in Richtung Osten bewegt. Der Grabenbruch selbst zieht sich über 6000 Kilometer von Syrien bis hinunter nach Mosambik.

Von dem Aussichtspunkt aus ging es nun hinab in den mehrere Kilometer breiten Graben, der Afrika in zwei Teile zerschneidet. Auf der Gegenseite reiheten sich Sattelschlepper an Sattelschlepper, die ächzend die Steigung im Schritttempo bewältigten. Nachdem wir die Talsohle

erreicht hatten, lag eine weite Ebene vor uns. Zwischen den Lastwagen, Kleinbussen und Toyota Land Cruisern waren hier auch zahlreiche Eselskarren unterwegs. Beladen waren diese überwiegend mit Wasserfässern, mit denen sich die Bevölkerung in den vereinzelt liegenden Ortschaften mit Trinkwasser versorgte.

In dieser nun immer ländlicher geprägten Landschaft erschienen die gigantischen Parabolantennen einer Satelliten-Uplink-Station wie ein Fremdkörper aus einer anderen Galaxie. Paul erklärte uns blumig, dass sich in der Zukunft der Grabenbruch mit Meerwasser füllen würde und dann Nairobi auf einem neuen Kontinent läge. Meinem Einwand, dass wir das wohl nicht mehr erleben würden, setzte er entgegen, dass bereits jetzt mehrmals im Jahr die Straße aufreißt und breite Spalten entstünden, die mit viel Aufwand repariert werden müssten. Und tatsächlich wenige Kilometer weiter war diese Bruchstelle und die frisch asphaltierten Reparaturstellen deutlich zu sehen.





Kurz hinter dieser Flickstelle passierten wir eine Waagestation, bei der die einzelnen Fahrzeuge der schier unendlich erscheinenden Schlange aus Sattelschleppern gewogen wurden. Bereits zuvor waren wir einige Kontrollpunkte der Polizei oder anderer Kontrollorgane begegnet. Dabei wurden offenbar die transportierten Waren, insbesondere Lebensmittel wie Fisch und Fleisch, überprüft.

Mit abnehmendem Verkehrsaufkommen mehrten sich die Kuhherden, die entlang der Fernstraße von Hirten getrieben wurden. Auf den Feldern wurden Mais und Weizen angebaut, und so gab es auch zahlreiche Sammelstellen für die eingebrachte Ernte sowie verarbeitende Mühlen entlang der Strecke. In einiger Entfernung konnten wir einen einheimischen Markt entdecken. Auf Rückfrage bei unserem Fahrer erfuhren wir, dass solche Märkte täglich in der Region an unterschiedlichen Orten stattfinden würden und wir sicher auf der Rückfahrt einen solchen besuchen könnten.



Nach knapp vier Stunden erreichten wir die Provinzhauptstadt Narok. Mit zwar nur 25.000 Einwohnern eher ein großes Dorf, jedoch die zentrale Versorgungsstelle für die gesamte Region östlich des Grabenbruchs. So war es nicht verwunderlich, dass es hier moderne Konsumtempel mit glänzenden Glasfassaden gab, die von Massais in traditioneller Bekleidung besucht wurden. Vorbei an zahlreichen blauen Tanklastwagen der kommunalen Wasserversorgung durchfuhren wir die Stadt ohne Stopp. Entlang der Fernstraße reihten sich Gemüsemärkte, deren Angebot von Kohl, Kartoffeln und Tomaten dominiert wurde. Bananen traten hier erstaunlicherweise in den Hintergrund.

Kurz hinter Narok bogen wir von der B7 nach Süden ab, in Richtung der tansanischen Grenze. Auch diese Straße der Kategorie C war zu unserem Erstaunen asphaltiert. Nach einer weiteren Stunde hielten wir unvermittelt an einem Rastpunkt an. Paul erklärte, dass wir nun in einen geländegängigen Wagen umsteigen müssten und dass er uns erst wieder in einigen Tagen hier abholen würde. Tatsächlich wartete bereits ein dunkelgrüner, zum Safarifahrzeug umgebauter Toyota Land Cruiser auf uns. Die Fenster und Türen waren nach Möglichkeit auf ein Maximalmaß erweitert und mit festen, transparenten Plastikfolien versehen. Diese waren wie Rollos aufgerollt, und so war das Fahrzeug eher eine Open-Air-Angelegenheit. Aus diesem Wagen stieg ein kräftiger Maasai in einem blaukarierten Umhang um den Hals einige traditionelle Ketten. Robert, so stellte er sich vor, würde für die nächsten Tage unser Fahrer sein. Das Gepäck wurde schnell umgeladen, und dann starteten wir auf die letzte Etappe für heute.

Über unbefestigte Pisten, vorbei an Siedlungen, bei denen die Bewohner arrangierte Vorführungen für Touristen darboten, brachte uns Robert immer näher an die Masai-Mara. Erschreckend, aber durchaus nachvollziehbar war die Menge Müll, die sich in den kleinen Dörfern, durch die wir kamen, auf den Plätzen angesammelt hatte. Dort,

wo unter anderem Trinkwasser ausschließlich in Plastikflaschen erhältlich ist und kein funktionierendes Rücknahmesystem existiert, kommt es zu solchen Auswüchsen. Dass dieser Plastikmüll dann zusammen mit organischem Abfall einfach verbrannt wird und dunkelschwarze Qualmwolken die Straßen durchziehen, ist eine der Auswirkungen der schönen Neuen Welt.

Aber auch ländliche Idylle mit einer kleinen Herde junger Ziegen und größeren Herden von Kühen, die bereits für die Nacht in ihren Kraal eingezäunt waren, begegneten wir hier. Frauen wuschen Kleidung an einem der seltenen Bäche, und Kinder spielten unbeschwert auf den staubigen Flächen zwischen den wenigen schattenspendenden Bäumen. Auf dem Weg zu unserer Unterkunft galt es auch, einen Flusslauf zu durchqueren, was für den höher gelegten Toyota mit Robert am Steuer kein Problem darstellte.



So erreichten wir noch rechtzeitig vor Sonnenuntergang das Masai-Siligi-Camp. Schon der erste Eindruck überraschte uns positiv. Dort, wo sonst nur ausgetrocknetes Land mit verdorrter Vegetation vorherrschte, waren verschiedenste Pflanzen gepflanzt und verwandelten das Gelände des Camps in eine kleine grüne Oase. Im Haupthaus wurden wir vom Serviceteam empfangen und erhielten eine kurze Einweisung in die Gepflogenheiten der Unterkunft. Untergebracht waren wir im Zelt mit dem Namen Duma – der Maa-Begriff für Gepard. Maa zur Information ist die Sprache der Maasai. Das Abendessen würde aufgrund der niedrigen Temperaturen im Restaurantzelt hergerichtet, wurde uns mitgeteilt. Tatsächlich sank die Außentemperatur nach dem Untergang der Sonne rapide, sodass wir froh waren, passende Kleidung parat zu haben.

Die Zeit bis zum Dinner verbrachten wir im Hauptzelt. Die Inhaberin des Camps, Usha Harrish, gehört zu den besten Tierfotografen Afrikas, und daher waren die gesamten Zelte mit wunderbaren Bildern ausgestattet. Sie hatte ein besonderes Faible für Sonnenuntergänge, bei denen sich die Silhouetten von Tieren vor der rotglühenden Sonne abzeichneten.

Ähnlich wie im Queen-Elizabeth-Nationalpark galt auch hier nach Einbruch der Dunkelheit, dass die Wege im Camp ausschließlich in Begleitung von Personal genutzt werden durften. Unser Zelt war exzellent ausgestattet, und der Eingang verfügte über einen doppelten Reißverschluss, wobei wirklich beide geschlossen werden sollten, wie uns unsere Begleitung gut gemeint riet. Ein besonders erwähnenswerter Service war, dass unsere Betten mittels Wärmflaschen für die Nacht vorgewärmt wurden. Tatsächlich lagen die Nachttemperaturen aufgrund der Höhenlage von über 1.800 Metern deutlich im einstelligen Bereich.



Bevor wir jedoch unser vorgewärmtes Doppelbett unter Moskitonetzen genießen konnten, stand der Genuss des Dinners an. Steven, der Chefkoch, hatte ein wunderbares Mehrgänge-Menü für uns und die anderen Gäste gezaubert. Neben uns befand sich auch eine Reisegruppe aus Indien im Camp. Dies war nicht verwunderlich, da Usha Harrish aus Indien stammte und somit gute Kontakte in das Land pflegte.

Die Masai Mara

Die Nacht verging schnell – genauer gesagt, der Schlaf. Draußen vor dem Zelt war es noch stockdunkel, als wir geweckt wurden. So machten wir uns etwas verschlafen auf den Weg zum Hauptzelt, um dort vor der pünktlichen 6-Uhr-Safari einen wärmenden Kaffee oder Tee zu genießen. Robert hatte den Geländewagen bereits für uns vorbereitet und sich mit einer dicken roten Pudelmütze sowie einer warmen Jacke gegen die unangenehmen Außentemperaturen gewappnet. Für die nächsten beiden Tage hatten wir jeweils eine Ganztagespirschfahrt gebucht, und die fleißigen Helfer aus der Küche hatten entsprechende Lunchpakete gepackt und im Land Cruiser verstaut. Zusätzlich lagen Wolldecken im Wagen bereit, denn neben der niedrigen Außentemperatur von unter 10 °C kam nun noch der Fahrtwind im rundum offenen Land Cruiser hinzu.



Während wir uns dem Schutzgebiet über holprige Pisten näherten, wich die totale Finsternis langsam dem Morgengrauen. Am Gate genügte ein freundlicher Gruß von Robert, um alle sonst so umfangreichen Formalitäten zu erledigen. Die Tierwelt war inzwischen aus der Lethargie der Nacht erwacht. Wir trafen zunächst auf eine kleine Herde Gnus, die friedlich graste. Zwei aus der Gruppe begannen dann plötzlich, ihre Kräfte zu messen. Die gehörnten Schädel dieser ungewöhnlich aussehenden Antilopen prallten heftig gegeneinander, und die Kontrahenten zwangen sich gegenseitig auf die Knie. Das Spektakel dauerte so lange, bis eines der Tiere sich geschlagen gab und die Flucht ergriff. Danach wurde weiter friedlich gegrast, als wäre nie etwas geschehen.

Am Horizont färbte sich der Himmel langsam in ein dunkles Rot. Der Sonnenaufgang stand kurz bevor. Robert suchte den Horizont ab; leider war keine Antilope zu entdecken, aber zumindest hob sich die Silhouette eines Baums von dem immer heller werdenden Himmel ab. Und so brachte Robert uns in eine Position, dass dieses Gewächs exakt dort zu sehen war, wo sich nun die runde helle Kugel der Sonne über die Savanne erhob. Ein Sonnenaufgang kann kaum romantischer sein. Die Kälte der Nacht schwand allein schon beim Anblick dieser Szene.



Die nächste Begegnung mit der kenianischen Tierwelt hatten wir nur wenige Minuten später. Eine Hyäne mit blutverschmierem Fell rund um Kopf und Hals war ein klares Zeichen dafür, dass sie in der vergangenen Nacht erfolgreich Beute gemacht hatte. Während eine zweite an einem Knochen nagte und ein Schakal darauf lauerte, etwas von dem Gebeine zu ergattern. Möglicherweise hatten die räuberischen Gesellen etwas von der Jagdbeute eines Löwenpärchens abbekommen, auf das wir nun stießen. Der König der Savanne lag müde herum, während seine Königin aufmerksam beobachtete, was sich im Umfeld so tat. Schließlich legte auch sie sich ins hohe Steppengras, um sich von den Strapazen der Nacht zu erholen, und wir setzten unsere Fahrt fort.



Bereits aus großer Entfernung entdeckten wir eine Fahrzeugansammlung, ein sicheres Anzeichen für die Sichtung von Raubtieren. Diese stellen immer einen Anziehungspunkt für Touristen dar. Tatsächlich waren hier Löwen zu beobachten, wenn auch nicht aktiver wie die beiden Exemplare zuvor. Ein Filmteam der BBC mit einer Kamerafrau war offensichtlich dabei, die Raubtiere in einem speziell umgebauten Geländewagen mit einer mächtigen Filmkamera zu porträtieren. Gut zu erkennen war die Canon mit einem 50-1000mm Objektiv. Auf so eine Optik kann man schon neidisch werden. Der Auflauf an Fahrzeugen mit Touristen gefiel der Kamerafrau gar nicht. Verständlich, denn wer möchte schon einen Film sehen, bei dem rund um einen Löwen 20 Geländewagen stehen?

Bei einem der zahlreichen Land Cruiser versagte die Technik, und der Motor sprang partout nicht mehr an. Der Anlasser machte keinen Mucks. Pannenhilfe in direkter Nachbarschaft zu einigen Löwen stellt schon eine besondere Herausforderung dar. Robert löste das Problem derart, dass unser Wagen direkt mit Stoßstange an Stoßstange platziert wurde und er versuchte, den anderen Fahrzeuge rückwärts anzuschieben. Jedoch blieben alle Versuche erfolglos. Der andere Land Cruiser sprang auch auf diese afrikanische Art der Pannenhilfe nicht an. Somit musste irgendwer unter die Motorhaube schauen.



Mit zwei weiteren Wagen wurde eine Abschirmung zu den Löwen gebaut, um dann fast ungefährdet in den Motorraum öffnen zu können. Der Fehler wurde schnell gefunden: Die Batterieschelle am Pluspol der Starterbatterie hatte sich gelöst. Cola diente nun als Kontaktmittel, und ohne weiteres Werkzeug wurde die Klemme wieder aufgesteckt. Dass die Löwen in unmittelbarer Nähe waren, hatte ich zwischenzeitlich völlig verdrängt. Daher wagte ich mich ebenfalls aus dem Wagen, um mit meinem Tool die Klemmschraube zumindest etwas anzuziehen. Nun



konnte der Motor wieder problemlos gestartet werden. Losfahren klappte jedoch immer noch nicht. Das Getriebe hatte wohl die unorthodoxen Anschieversuche nicht überlebt, und so mussten die Touristen auf andere Fahrzeuge verteilt werden.

Um weiter in die Masai-Mara zu gelangen, galt es einige Flüsse zu durchqueren. Dabei waren diese bei weitem abenteuerlicher als die am Vortag, und nicht immer klappte es auf Anhieb. Der Untergrund der Gewässer bestand überwiegend aus mächtigen Steinen und Felsen, deren Lage im trüben Wasser nur zu erahnen war. Trotz Allradantrieb und der Erfahrung von Robert war es immer ein Kampf gegen die Naturgewalten, das gegenüberliegende Ufer zu erreichen. Inzwischen war die Sonne aufgegangen, und Robert konnte sich seiner dicken Jacke entledigen. Die Pudelmütze blieb jedoch auf dem kahl geschorenen Haupt.



Im direkten Umfeld der Flüsse gab es hochgewachsene und dicht belaubte Bäume, während diese auf der weiten Ebene der Savanne kaum vorkamen. An so einem lang gezogenen Wald entdeckten wir die ersten Giraffen,

und nicht weit davon entfernt ein Nilpferd, welches sich auf dem Weg vom nächtlichen Gras zurück in eines der Gewässer befand. Wir erreichten den Fluss noch vor dem Hippo. Aufgeschreckt von unserem Kommen machten sich zwei mächtige Nilkrokodile auf den Weg in das übel nach Nilpferddung stinkende Gewässer. Schnell war ersichtlich, warum das Wasser so roch: Der gesamte Fluss war voller Nilpferde. Eng an eng lagen die Kolosse in der sumpfigen Brühe.



Nun führte uns die von Robert ausgewählte Route durch die unendlich scheinende Savanne. Da das Gelände hier sehr eben und nur mit wenig Büschen bewachsen war, konnten wir einen guten Überblick über die Tierwelt erhalten. In kleinen Gruppen oder auch einzeln waren Topis, eine Unterart der Leierantilopen, zu sehen. Die Tiere stellten sich gerne mit den Vorderhufen auf Termitenhügel, um eine bessere Sicht auf eventuell vorhandene Prädatoren zu erhalten. Aufgrund ihrer Größe deutlich gefährdeter und trotzdem recht entspannt zogen Familienverbände von Thomson-Gazellen durch das mit trockenem Gras bewachsene Gelände.

Unweit davon entdeckte Robert einen Geparden, der es sich im Schatten eines winzigen Busches gemütlich gemacht hatte. Dieses Raubtier war das perfekte Fotomodell für Amateurfotografen wie Heike und mich. Gedul-

dig ließ sich der Gepard ablichten und sorgte mit einigen Posen für abwechslungsreiche Fotos. Die Frage, ob er auf die Jagd gehen würde, stand die gesamte Zeit, während wir uns in seiner Nähe aufhielten, im Raum. So erhob er sich etwa, um mit wachem Blick die möglichen Jagderfolge abzuschätzen, legte sich aber danach wieder ganz entspannt in den mageren Schatten. Das Spiel trieb er noch einige Male. Offensichtlich waren die Gazellen zu weit weg oder der Hunger nicht groß genug. Zwischendurch kam eine Gabelracke vorbei, ein Vogel, der durch sein besonders farbiges Gefieder immer die Aufmerksam-



keit auf sich zieht, selbst wenn ein attraktives Raubtier in der Nähe ist. Da sich nicht abzeichnete, dass der Gepard in nächster Zeit zur Jagd aufbrechen würde, entschieden wir uns, unsere Pirsch fortzusetzen.

Wir näherten uns nun dem Mara-Fluss, dem Gewässer, das die riesigen Gnu- und Zebraherden auf ihrer jährlichen Wanderung von Tansania in die Masai-Mara durchqueren müssen. Tatsächlich häuften sich die Sichtungen von

Gnus und Zebras zusehends. Teils in kleinen Verbänden, aber auch in mächtigen Herden waren diese Tiere stoisch mit gesenkten Köpfen unterwegs. Am Horizont waren die Rauschschwaden der jahreszeitlich bedingten Buschfeuer zu sehen. Deutlich näher standen offensichtlich an der Abbruchkante zum tief in das Gelände eingegrabenen Flusses unzählige Geländewagen und sogar Busse. Robert bot all seine Fahrkünste und die volle Motorleistung des Wagens auf, um schnell zu dieser Stelle zu eilen. Tatsächlich erlebten wir die letzten Minuten einer der aus vielen Filmreportagen bekannten Querungen der Gnus durch den Mara-Fluss. Spät, aber nicht viel zu spät, konnten wir gerade noch einige Eindrücke von dem einmaligen Ereignis erhaschen.

Mehr als 1,3 Millionen Gnus streifen jedes Jahr quer durch die Serengeti und die Masai-Mara immer auf der Suche nach lebenspendenden Grasflächen und Wasserquellen. Zu den Gnus gesellen sich Zebras, Gazellen, Antilopen und Impalas. Zusammen bilden sie die größte Tierwanderung der Welt.

Wir sahen noch, wie die letzten einer Herde von mehreren Tausend Tieren das gegenüberliegende Ufer erreichten. Von dort zog sich ein schwarzes Band vom Fluss bis zum Horizont, bestehend aus den Gnus, die den für sie gefährlichen Weg durch den Mara-Fluss geschafft hatten und nun neuen Weidegründen entgegenzogen.





Bestimmt 200 Toyotas und andere Fahrzeuge hatten sich an beiden Ufern zwischenzeitlich versammelt. Eigentlich müsste man annehmen, dass dies eine immense Störung für die Tiere darstellt, aber von ihrem Instinkt und dem Herdentrieb geleitet ließen sich die Gnus auf ihrem Weg nicht stoppen. Etwas darüber enttäuscht, dass wir nur noch wenig von der Querung gesehen hatten, machten wir uns daran, vielleicht eine zweite Herde zu erleben, wie sie den Fluss queren.

Tatsächlich sammelten sich Gnus für einen zweiten Anlauf einige hundert Meter flussaufwärts. Im Gänsemarsch kamen die Tiere in einer kilometerlangen Reihe herbei. Zwischen den dunklen Gnus vereinzelt einige Zebras. So wie sie kamen, wanderten sie allerdings auch wieder ab.



Eine klare Zielrichtung ließ sich nicht ausmachen. Massige Krokodile patrouillierten im Fluss oder brachten sich am Ufer im Sonnenschein auf Betriebstemperatur.

Robert schlug vor, nun eine Mittagspause einzulegen und etwas abseits der anderen Touristen unseren mitgebrachten Lunch zu genießen. Einige Flussschleifen weiter fand Robert ein gemütliches Plätzchen direkt am Flussufer. Dank der größeren Durchflussmenge war die Luft hier trotz zahlreicher Nilpferde im Wasser geruchlich neutral.

Seit einiger Zeit waren seltsame Geräusche von der vorderen Antriebsachse zu vernehmen. Robert machte sich auf die Suche nach der Ursache, aber eine klare Diagnose konnte er trotz mehrerer Versuche nicht ausmachen. Trotz der beunruhigenden knackenden Geräusche starteten wir wieder, um vielleicht doch noch zu beobachten, wie die Gnus den Fluss durchqueren. Zu unserem Erstaunen hatte sich zwischenzeitlich ein Elefant uns fast lautlos genähert. Dieser hatte allerdings keinerlei Interesse an Touristen in Geländewagen und zog unbeirrt weiter auf seinem Weg zum Wasser.



Zurück an der Stelle, wo sich angedeutet hatte, dass sich die Herden sammeln, hatten sich auch wieder einige Wagen versammelt. Alle Insassen, ob Tourist, Fahrer oder Guide, warteten darauf, dass endlich das erste Tier den Fluss zu durchqueren wagt. Einige besonders mutige Zebras trauten sich über das abgestufte Ufer bis ans Wasser, kehrten dann jedoch immer wieder um. Mehrere Versuche endeten damit, dass die Tiere, ob Gnu oder Zebra, das Ufer verließen. Robert erklärte uns, dass es inzwischen zu warm und daher die wechselwarmen Panzer-echsen, die auf der Lauer lagen, zu agil wären. So blieb

uns nur unsere Beobachtung auf die anderen anwesenden Personen auszudehnen. Eine breite Mischung von Urlaubern war hier vertreten. Familien mit kleinen Kindern schauten gespannt aus den Wagen, bei Familien mit großen Kindern hingen diese gelangweilt an ihren digitalen Endgeräten. Etliche Touristen filmten alles, was sich irgendwie bewegte, mit ihren Handys. Andere warteten mit ihren großen Kameras in Anschlag auf den richtigen Moment zum Auslösen. Aber auch unter den Fahrern gab es einige in interessanten Bekleidungen. Die Krönung war ein Massai mit Kopfschmuck, gefertigt aus den üblichen farbigen Glasperlchen, die hier in Afrika weit verbreitet sind, ergänzt durch Federn und Kirmesrosen. Dazu ein strahlendes Lächeln, bei dem der Abstand seiner oberen Schneidezähne besonders zur Geltung kam.

Plötzlich fingen die Gnus an, loszurennen, weg vom Fluss in die entgegengesetzte Richtung. Eine klare Ursache für dieses Verhalten war nicht zu erkennen, trotzdem rannten nun alle los. Ebenso plötzlich wie sie losrannten, änderte sich auch zwischendurch die Richtung. Robert versuchte, den Wagen möglichst parallel zu den Gnus zu steuern. Wir waren förmlich ein Teil der Herde, ohne diese zu stören. Die zehntausenden Hufe wirbelten eine riesige Wolke von rotem Savannenstaub auf. Nach und nach hüllte sich die ganze Situation in einen roten Dunst, und die Strahlen der langsam untergehenden Sonne trugen dazu bei, dass alles völlig surreal aussah. Robert steuerte über Stock und Stein, währenddessen standen wir im Wagen und hatten dabei einige Mühe, uns festzuhalten.

Während der Fahrt querfeldein verstärkten sich die Geräusche aus der Vorderachse deutlich, und so informierte Robert über Funk seine Kollegen, die mit den Indern aus unserem Camp unterwegs waren. Auf der Piste zurück zu unserer Unterkunft trafen wir dann auf die beiden Land Cruiser des Masai-Siligi-Camps. Für uns hieß es nun umsteigen in einen der Wagen mit den Indern. Diese

sahen darüber nicht wirklich erfreut zu sein, so zumindest interpretierten wir ihren Gesichtsausdruck.

Auf unserem Weg zurück, kamen wir wieder an dem Löwenpärchen vorbei, welches wir bereits am Morgen gesehen hatten. Die beiden lagen noch an der gleichen Stelle und bewegten sich nur kurz, um uns zu zeigen, dass bei ihnen Nachwuchs erwünscht war. Nach dem kurzen, aber intensiven Geschlechtsakt wurde weitergeschlafen. Die beiden fühlten sich trotz der Anwesenheit einiger Geländewagen so sicher, dass sich das Weibchen sogar auf den Rücken legte und ihre verwundbarste Seite offen da lag.



Die tiefrote Sonne versank am Horizont, die Savanne wurde in Dunkelheit gehüllt, und wir erreichten bald das Camp. Unsere Gedanken waren bei Robert, der mit seinem defekten Wagen zurück in der Wildnis geblieben war, während wir wieder ein hervorragendes Essen genossen und sich die Servicechefin Pelari liebevoll um unser Wohlbefinden kümmerte.



Die große Migration

Natürlich starteten wir auch am zweiten Tag unseres Aufenthaltes in der Masai-Mara früh am Morgen. Zu unserer Überraschung empfing uns ein gut gelaunter und offenbar ausgeschlafener Robert an dem zwischenzeitlich reparierten Toyota Land Cruiser. Kurz erläuterte er uns, dass er zusammen mit einem Freund am Abend des Vortages ein Lager an der vorderen Antriebsachse gewechselt hatte.

Als wir das Schutzgebiet erreichten, starteten gerade die Heißluftballone, mit denen sich Touristen lautlos über die Savanne der Masai-Mara tragen lassen können. Im Morgengrauen waren die Silhouetten der 24 Luftfahrzeuge über dem mit Nebel gefüllten Flusstal gut auszumachen. Das Bild, was wir nun vor Augen hatten, wurde durch zwei im Vordergrund pickende Straußenmännchen abgerundet.



Robert war wieder dick eingemummelt und brachte uns sicher durch die beiden Flüsse, die wir ja bereits am Vortag mehrfach überquert hatten. Ebenfalls kamen wir an diesem kühlen Morgen am Löwenpärchen vorbei, welches noch immer bei dem gleichen Baum lag und sich außer Schlafen nur noch mit der Begattung beschäftigte. Selbst die umherstreunenden Perlhühner hatten zwischenzeitlich alle Furcht vor dem König und der Königin der Tiere verloren.

Bald erreichten wir die Stelle am Mara-Fluss, an der wir tags zuvor eine Rast eingelegt hatten. Da weit und breit keine anderen Geländewagen zu sehen waren, beschlossen wir, unser heutiges, reichhaltiges Frühstück ebenda einzunehmen. Schon kurz nachdem wir den Wagen verlassen hatten und Robert Tisch und Stühle aufgebaut hatte, hörten wir lautes Geschnaue aus Richtung des



Flusses. Schnell erkannten wir, dass ein heftiger Kampf zwischen zwei der Nilpferdbullen eskalierte. In den weit aufgerissenen Mäulern waren die Hauer, mit denen sie sich gegenseitig attackierten, gut zu sehen. Diese hinterließen in der Haut der Gegner deutliche Kampfspuren. Als einer der Kontrahenten ins Hintertreffen geriet, nahm dieser Reißaus. Der Verlierer musste nun die Gruppe verlassen und suchte am Rande des anderen Ufers eine ruhige Stelle, um seine Wunden zu pflegen.

Die Auswahl des Rastplatzes war mit Bedacht gewählt; schließlich sollte bei unserer heutigen Pirschfahrt der zweite Versuch gelingen, die große Migration der Gnus durch den Mara-Fluss in ihrer Gesamtheit zu erleben. Nach dem Nilpferdkampf hatten wir ausreichend Zeit zu

frühstücken. Noch war die Luft bitterkalt, und die von Robert mitgebrachten Wolldecken wärmten uns. Daneben waren sie auch während der Fahrt gut geeignet, die Fotoausrüstung vor dem allgegenwärtigen Staub zu schützen. Während Robert alles zur Weiterfahrt bereit machte, zeigte er auf einen Vogel, der zuvor auf dem Ast eines Busches gelandet war. Dessen Name bei den Massai, so erfuhren wir, war Tiputip. Es handelte sich, so googelte ich es später, um einen Weißbrauenkuckuck.



Bei der Suche nach der Stelle, an der an diesem Tag die Herde den Fluss durchqueren würde, verließen wir uns auf die Intuition und Erfahrung von Robert. Zuerst galt es überhaupt, Gnus in den Weiten der Savanne zu entdecken. Zunächst waren es nur die kläglichen Überreste eines der 1,4 Millionen Gnus, die auf der Reise waren. Außer dem Schädelknochen mit Geweih und einigen Resten der Wirbelsäule war nichts mehr zu identifizieren. Eine Tüpfelhyäne mit ihrem Jungtier hatten sich offensichtlich an dem Kadaver bedient. Mit ihrem kräftigen Gebiss ist es für diese Raubtiere kein Problem, jeden Knochen zu zermalmen. Unweit der beiden Hyänen stand ein Marabu auf einem Termitenhügel; er hatte sicher seinen Teil von dem erlegten Gnu abbekommen.

Nach und nach tauchten immer mehr Zebras und Gnus auf und nahmen etwas abseits des Flusses Aufstellung. Wieder waren die mutigen Zebras an vorderster Stelle. Dieser Vorgang blieb den Insassen der anderen Fahrzeuge nicht verborgen, und so nahmen auch diese nach und nach Position an der Furt ein. Die Ranger des Nationalparks regelten klar die Aufstellung der Geländewagen. Sie sorgten dafür, dass zunächst ca. 100 Meter Abstand zu den Gnus bestanden. Robert fuhr mit unserem Land Cruiser an den wartenden Wagen vorbei und hielt in der ersten Reihe. Als Einheimischer hatte er bestimmte Vorrechte, erklärte er uns. Fahrzeuge mit einer Zulassungsplakette aus Nairobi dürften beispielsweise die Pisten nicht verlassen. Robert war es auch, der den anderen Fahrern klare Anweisungen gab.

Obwohl die Zebras an der Spitze standen, waren es letztlich die Gnus, die sich zuerst auf den Weg zum Fluss machten. Sobald das erste Tier das Wasser erreichte und die anderen von hinten in den Wasserlauf drängten, konnten die Geländewagen bis zur Abbruchkante des Flusses vorfahren. Dank Robert waren wir ganz vorne dabei. Innerhalb weniger Sekunden waren die ersten 100 Tiere im Fluss, und das Wasser schien unter den trampelnden Hufen zu brodeln.





Während ich mit meinem Teleobjektiv Einzelfotos machte, hatte sich Robert meinem iPhone angenommen und filmte die Szene. Mir war aufgefallen, dass die Tiere, die nur wenige Meter flussabwärts versuchten, das steile Ufer zu erklimmen, größere Schwierigkeiten hatten, über die glatten Steine aus dem Wasser zu kommen. Ich dachte, dies sei eine gute Position für Krokodile und hielt daher mit meiner Kamera auf diesen Bereich. Tatsächlich geschah das, auf das alle warteten und doch hofften, dass es nicht passieren würde: Ein mächtiges Nilkrokodil tauchte kurz ab, um sich dann blitzschnell ein ausgewachsenes Gnu zu schnappen. Mit seinen scharfen Reißzähnen hatte es sein Opfer am Hals gepackt und versuchte nun, das Tier unter Wasser zu ziehen. Das tapfere Gnu wehrte sich mit all seinen Kräften und stemmte sich verzweifelt gegen den Angreifer. Die Panzerechse schien deutlich im Vorteil und zog sein Opfer weg von dem rettenden Ufer, immer weiter flussabwärts. Aber trotz der scheinbaren Überlegenheit des gierigen Räubers gelang es dem Gnu festen Boden unter die Füße zu bekommen und mit allerletzter Kraft das Krokodil abzuschütteln. Zwischenzeitlich hatten die meisten Beobachter auch diesen existenziellen Kampf entdeckt und verfolgten gespannt, was sich dort abspielte. Als sich das Gnu losriss, brach ein hundertstimmiger Freudenjubiläum über den Mara-Fluss aus.



Nach etwas über zehn Minuten war das Schauspiel vorbei. Alle Gnus hatten es fast unbeschadet geschafft, das gegenüberliegende Ufer zu erreichen, um es dann beschwerlich zu erklimmen. So zog sich nun, ähnlich wie bereits am Vortag, ein breites, dunkel gefärbtes Band vom Fluss durch die karge Savanne. Den Angriff des Krokodils auf das eine Gnu hatte ich gut fotografieren können, und beim Betrachten des Handyvideos konnten wir dort den Vorgang anschauen. So wie nun die Gnus über die gegenüberliegende Ebene abzogen, verschwanden auch die Fahrzeuge mit den Touristen in langen Schlangen.

Die Sonne hatte inzwischen den Zenit erreicht, und daher war es Zeit für eine kleine Mittagspause. Im Schatten eines der seltenen Solitäre schlugen wir unser Lager auf, und Robert versorgte uns mit den Leckereien, die in der Küche von Steven für uns vorbereitet worden waren. Ganz in der Nähe gab es eine künstlich angelegte Mulde, in der sich das rare Regenwasser sammeln kann. Die dabei entstandenen Erdhalden boten sich, ähnlich wie die Termitenhügel den Tobis an, um Ausschau nach Feinden zu halten. Andererseits gewährten sie auch einen Sichtschutz zur Verrichtung menschlicher Bedürfnisse.

Die beeindruckenden Ereignisse am Mara-Fluss beschäftigten uns noch eine ganze Weile, während Robert uns quer durch das Schutzgebiet fuhr, immer auf der Suche nach fotogenen Ansichten. Auf der Fahrt kamen wir auch an einem Flugfeld vorbei, auf dem reger Verkehr herrschte. Eine ankommende Propellermaschine brauste unweit von uns vorüber und brachte neue Touristen, während andere Reisende sich auf den Abflug vorbereiteten. Von hier gab es regelmäßige Verbindungen zwischen Nairobi und der Masai-Mara. Fliegend hätte man die Anreise deutlich verkürzen können, hätte jedoch auch weniger von Land und Leuten gesehen.





Auf der Suche nach lohnenswerten Fotomotiven fanden wir dann den schnellsten Jäger überhaupt: einen Gepard. Er lag dösend im Schatten eines der wenigen dünnen Büsche. Sein Fell war blutgetränkt, offensichtlich die Folge einer erfolgreichen Jagd und dem anschließenden Fressen. Daher beschäftigte sich das elegante Tier nun ausschließlich damit, die Mahlzeit zu verdauen. Hunger und somit Jagdlust würden sich wohl frühestens am kommenden Tag wieder einstellen, und einen anderen Grund, seinen Ruheplatz zu verlassen, gab es offensichtlich nicht.



Mit einigen Bildern eines blutverschmierten Gepards im Kasten setzte die Pirsch erfolgreich fort. Begeistert waren wir, als Robert den Wagen zu einer Stelle lenkte, an der eine Giraffenmutter gerade ihr Neugeborenes säugte. Das Giraffenbaby war erst wenige Stunden alt und dementsprechend noch recht wackelig auf den langen Beinen. Trotz dieser Unsicherheit machte es erste Versuche zu galoppieren. Auch wenn es noch ganz jung war, hatte es bereits eine beachtliche Höhe von knapp zwei Metern.

Einen weiteren Gepard entdeckten wir wenig später. Offensichtlich war das Tier gerade auf der Suche nach einem lohnenden Opfer. Einige Thomson-Gazellen grasten in Sichtweite, waren für einen Spurt des Jägers jedoch

noch zu weit entfernt. Er pirschte sich daher geduckt durch das vertrocknete Gras näher an die Gazellen heran. Robert platzierte unterdessen unseren Wagen in eine bessere Beobachtungsposition. Erstaunlicherweise ließen sich weder der Gepard noch die Gazellen davon stören. Nun waren nur noch wenige Meter zwischen Jäger und Beute. Die Gazellen rochen die Gefahr und sprangen davon. Danach streunte der Gepard ziellos durchs Gelände, bevor er sich einen etwas erhöhten Platz suchte, um von dort nach neuer Beute Ausschau zu halten. In der kommenden halben Stunde gab es dann reichlich Möglichkeiten, von dem eleganten Sprinter schöne Fotos zu machen. Eine Familie von Zebramangusten wuselte auf der Suche nach Essbarem über die Anhöhe, wobei sie schon einen gewissen Abstand zu dem Gepard einhielten.

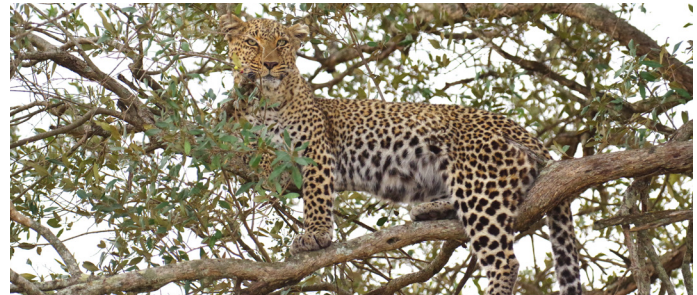




Wir machten uns nun auf die Pirsch nach Leoparden, die bekannterweise tagsüber gerne auf Bäumen ruhten. Bäume gab es überwiegend in der Nähe der Flüsse, und so fuhren wir in ebenso ein Gebiet. An zahlreichen Zebras, Antilopen, Hornraben und Warzenschweine führte unser Weg vorbei. Angekommen an einem Wasserlauf trafen wir wie üblich auf Nilpferde und Krokodile, beide Arten sowohl im als auch am Wasser. Die Bäume, in denen Leoparden sich üblicherweise aufhielten, waren jedoch leer.

Über Funk erhielt Robert dann einen Hinweis, und er beschleunigte den Geländewagen, um möglichst schnell das angestrebte Ziel zu erreichen. Tatsächlich hatten sich schon einige Wagen um einen Baum versammelt, auf einem dessen Äste ein ausgewachsener Leopard lag. Das kraftvolle Tier wechselte in der guten Stunde, in der wir und andere Touristen auf eine Aktivität warteten, lediglich mehrfach die Liegeposition auf dem Ast, den er sich für seine Ruhephase ausgesucht hatte. Sobald er auch nur ein Auge öffnete oder mit einem Bein wackelte, klickten die Auslöser der vielen Kameras, die auf ihn gerichtet waren. Wenn er einen dann einmal mit seinem durchdringenden Blick anschaute und man direkt in die kleinen Pupillen der Augen eines Nachtjägers blickte, lief es einem eiskalt über den Rücken. Den Erfolg seiner Jagd in der vergangenen Nacht hatte er demonstrativ an einen der anderen Äste gehängt. Von der Thomson Gazelle waren lediglich noch ein Hinterbein und etwas Fell übrig geblieben.

Mit der fortschreitenden Zeit wurden die Lichtverhältnisse immer schwieriger, und wir machten uns auf den Weg zurück ins Camp. Das Restlicht der bereits untergegangenen Sonne reichte gerade noch für ein Foto einer Riesentrappe, dem größten flugfähigen Vogel Afrikas. Am Rande des Schutzgebietes wurden die Kuhherden, die wir schon am Morgen gesehen hatten, von ihren Hirten in die mit Dornengestrüpp gut gesicherten Gehege getrieben.



Am nächsten Tag stand sowohl für die Inder als auch für uns die Abreise an. Daher hatte Usha für diesen Abend ein Kulturprogramm organisiert. Ohne Vorankündigung betraten zum Ende unseres Dinners singend und tanzend einige Massai aus der Nachbarschaft sowie das Personal den Restaurantbereich. Wie zu befürchten war, wurden auch wir dazu aufgefordert, mit zu tanzen und zu singen. Das Tanzen ist mir nicht in die Wiege gelegt worden, und dazu gelernt hatte ich in meinem langen Leben bis dato nur wenig, erst recht keinen Tanz zu afrikanischen Rhythmen. Dementsprechend ungelenk stellte ich mich an. Heike machte eine etwas bessere Figur, besonders da sie zur Dekoration einen landestypischen Kopfschmuck in ihr helles Haar drapiert bekam. Usha ließ es sich nicht nehmen, uns bei den Tänzen zu filmen. Als das Programm dann nach einiger Zeit endete, waren wir sichtlich erleichtert. Im anschließenden Gespräch mit Usha erzählte sie von ihrem Projekt. So ermöglichte sie den Familien in der Nachbarschaft, Wasser aus dem von ihrem Team geschaffenen Brunnen zu erhalten. Auch erzählte sie sichtlich stolz von ihrem Sohn, der bei einem internationalen Fotowettbewerb in seiner Altersklasse gewonnen hatte und zur Preisverleihung nach London reisen durfte.

Ein letztes Mal wärmte eine Wärmflasche unser Bett im Zelt in der sagenumwobenen Masai-Mara. Das unvergessliche Erlebnis der großen Migration der Gnus durch den Mara-Fluss wird uns sicher bei jedem Gedanken an Kenia präsent sein.



Auch wenn auf dem Programm „Abreise“ vermerkt war, hatten wir vor der Weiterfahrt noch einmal die Gelegenheit, mit Robert auf Pirsch zu fahren. Diesmal fanden wir auch eine aussichtsreiche Position, um ein eindrucksvolles Sonnenaufgangsbild zu knipsen. Eine Antilope stand am Horizont vor einem blutroten Himmel, während die Sonne sich daran machte zu erscheinen. Nun galt es, die ideale Position zu finden, damit die Silhouette der Gazelle vor dem glühenden Rund der Sonnenscheibe sich abbildete. Die letzten Meter legte ich dann zu Fuß zurück, immer testend, ob der Winkel noch stimmte. Die ausgewählte Thomson Gazelle verschwand leider schneller, als die Sonne aufging. Also gab es nur Bilder mit „Gazelle und Baum vor rotem Himmel ohne Sonne“ oder „Sonne mit Baum ohne Gazelle“.



Auf der Weiterfahrt begegneten wir einer Löwin mit ihrem Jungen. Während sich das Muttertier zielsicher und fokussiert in Richtung einiger in der Ferne grasenden Zebras näherte, trollte das Jungtier tapsig mal vor, mal neben, mal hinter seiner Mutter her. Als die beiden der Beute näherkamen, schlich die Löwin, um nicht entdeckt zu werden, tief geduckt weiter. Das Junge, das sie zurückgelassen hatte, war für solch eine Jagd noch zu unerfahren, turnte spielend auf einen Termitenhügel und wurde daher auch von den Zebras gesehen. Diese ahnten sofort, in welcher Gefahr sie sich befanden, und suchten umgehend das Weite. Enttäuscht, aber nicht verärgert, kam die Mutter zurück zu ihrem Einzelkind und leckte dessen Fell ganz zärtlich. Wir folgten den beiden noch eine Zeit lang in der Hoffnung, es ergäbe sich eine erneute Jagdchance. Irgendwann verloren wir sie jedoch aus unserem Blickfeld. Vielleicht eine gute Fügung, denn ohne Touristenbegleitung stiegen die Erfolgchancen bei deren Jagd.

Nun hieß es wirklich, die Masai-Mara zu verlassen. Auf dem Rückweg zum letzten Frühstück bei Steven und seinem Küchenteam begegneten wir noch einem prächtigen Elenantilopenbock mit wunderbar gedrehten Hörnern. Diese größte Antilopenart steht in Sachen Größe und Gewicht einer deutschen Milchkuh in nichts nach. Im Verhältnis dazu erschienen die Impalas, die dort auch grasten, geradezu zierlich. Mit nur wenig ornithologischer Vorbildung war es schwer für uns, die verschiedensten Vogelarten zu identifizieren. Eine der auffälligsten Gattungen waren die Glanzstare, von denen hier ein Pärchen Hildebrandtglanzstare unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Aber auch die Balz zweier Grautokos konnten wir in unmittelbarer Nähe beobachten. Das Männchen hatte als Brautgeschenk ein riesiges Insekt im bananenförmigen Schnabel. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um eine afrikanische Riesengottesanbeterin von über 20 cm Körperlänge.





Als wir beim Camp ankamen, hatten sich einige Frauen und Kinder eingefunden, um dort Wasser aus dem Camp-eigenen Brunnen abzuholen, genau wie es uns Usha am Vortag erzählt hatte. Nach dem Frühstück folgte die große Abschiedszeremonie zuerst von der indischen Reisegruppe. Währenddessen hatten wir die Möglichkeit, uns im Hauptzelt Bildbände mit Ushas Fotos anzuschauen und zu bewundern. Nachdem die Wagen der Inder das Camp verlassen hatten, kam die talentierte Fotografin zu uns und präsentierte noch einige Mitbringsel, die sie zum Kauf anbot. Natürlich wechselten dann einige aus Holz



gefertigte und mit Tierfotos versehene Bierdeckel den Besitzer. Unsere Koffer waren längst im edlen Mitsubishi Minibus, den Usha ihr Eigen nannte, verstaut, als wir uns endlich von Usha, Pelari, Steven und dem ganzen Team lösten. Zum Abschied war noch Joseph erschienen, der bereits mehrfach als Fahrer von Heikes Bruder Horst bei dessen Aufhalten in Kenia fungierte. Von nun an sollte

James unser Fahrer sein und uns am heutigen Tag sicher nach Nairobi bringen und tags darauf ebenso weiter zum Amboseli-Nationalpark. Bereits die Fahrt mit dem nur bedingt geländegängigen Minivan zurück zur Hauptstraße war eine Herausforderung. Da, wo Robert mit dem grobschlächtigen Land Cruiser einfach durchbrettern konnte, musste nun James maximale Vorsicht walten lassen.

In dem einzigen Dorf, durch das wir auf dem Weg zur Fernstraße kamen, trafen wir auf eine Gruppe von weit über fünfzig Mädchen. Die Schülerinnen in ihren Schuluniformen hatten jeweils einen der hier allgegenwärtigen gelben Wasserkannister bei sich. James erklärte uns, dass es sich um Bewohnerinnen des örtlichen Internats handle, die freitags ihre Wasserration für die kommende Woche holen dürfen. Der Inhalt eines solchen gelben Behälters müsse dann für alle Wasch- und Reinigungsarbeiten ausreichen. Dabei waren männliche Aufseher mit langen Stöcken anwesend, wofür die auch sein mögen, zur Abwehr von Löwen sicher nicht.

Nach Nairobi

Ab der asphaltierten Fernstraße ging es dann wesentlich zügiger voran. Da uns entgegen der Planung nicht Akin abholte, sondern wir mit James unterwegs waren, erläuterten wir ihm unseren Wunsch, einen der einheimischen Märkte zu besuchen. Er war von unserem Anliegen nicht sehr angetan und erklärte uns mehrfach, diese Marktplätze seien nicht für Touristen geeignet. Letztlich überzeugten wir ihn doch. Er bestand jedoch darauf, uns bei dem Gang über den „Open-Air-Market“ zu begleiten.

Lange bevor wir die Regionalhauptstadt Narok erreichten, kamen wir in die Siedlung Nkoilale, in der an diesem Tag der regionale Markt stattfand. James parkte den Wagen am Rand der Hauptstraße. Unser Ziel, der Markt, befand sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Zusammen

begaben wir uns in die Menschenmenge, die sich rund um das Marktgelände angesammelt hatte. Recht unsortiert am Straßenrand auf dem bloßen Erdboden lagen verschiedenste Kleidungsstücke relativ ungeordnet. Offensichtlich handelte es sich dabei überwiegend um gebrauchte Textilien. Ob diese Jacken, Hosen und Shirts aus illegal kommerziell verwerteten Kleiderspenden stammten, war nicht auszumachen, aber auch nicht unwahrscheinlich. Abseits der Straße befand sich der Viehmarkt. Bevor wir den umzäunten Bereich erreichten, kamen wir an einer Maismühle und dem örtlichen Schlachthaus vorbei. Einen Blick in das Gebäude der Mühle wagten wir noch, auf einen Besuch der afrikanischen Metzgerei verzichteten wir jedoch.



Mit Holzzäunen eingepfercht und in mehrere Abteile unterteilt, standen Kühe, Ziegen und Schafe enggedrängt zum Verkauf bereit. An und auf den Zäunen lehnten und saßen die Besitzer, potenzielle Käufer und Schaulustige. Wir waren hier ganz offensichtlich die einzigen Europäer. So wurden wir mit manchem skeptischen Blick gemustert. Die Tiere nahmen den Auftrieb recht gelassen hin. Vereinzelt mussten Schafböcke, die an einem Hinterbein angeleint waren, gegen ihren Willen an ihre neuen Besitzer übergeben werden. Der Großteil der Schafe wurde jedoch zum Abtransport auf Lastwagen verladen, die mit mehreren Ladeebenen versehen waren. Ein junger Bulle hatte sich losgerissen. Dessen Besitzer war gut damit beschäf-

tigt, das Tier mit einem dünnen Stöckchen zurück zu seiner Herde zu treiben, was nur zögerlich und unter Mithilfe von anderen Massai gelang.

Neben dem Viehmarkt und den Angeboten von Bekleidung wurden jedoch auch Solarleuchten feilgeboten. Direkt aus dem Kofferraum fanden die modernen und nützlichen Produkte ihre Abnehmer. Für das leibliche Wohl der Marktbesucher war ebenfalls gesorgt. Über der Glut von Holzkohle in ausgedienten und passend modifizierten Ölfässern wurden Maiskolben geröstet, und in mit Öl gefüllten Schüsseln wurden verschiedene Teigwaren frittiert. Das sicher nicht ganz ernst gemeinte Angebot, ein Schaf zu kaufen, lehnten wir aufgrund des Platzmangels in unseren Koffern lachend ab.

Um diese Erfahrung für uns und auch für James reicher setzten wir unsere Reise in Richtung der mondänen Hauptstadt Nairobi fort. Ebenfalls noch vor Narok steuerte James den Geschenkeladen Sandgrouse Curio Shop an. Dabei ging es weniger um deren Warenangebot, sondern vielmehr um unsere menschlichen Bedürfnisse.

In einer riesigen Lagerhalle gab es eine riesige Auswahl an Kunsthandwerk, noch größer als das, was wir bisher gesehen hatten. Bereits als wir den Laden betraten, erhielten wir einen geflochtenen Einkaufskorb, in den wir unsere Waren sammeln sollten. Einer der aufmerksamen Berater erklärte uns, dass die ausgezeichneten Preise ausschließlich als Anhaltspunkte gesehen werden sollten. Er als unser persönlicher Verkaufsberater würde dann für den Inhalt des Korbs einen speziellen Betrag für uns machen. Trotz dieses Angebots beließen wir es dabei, zu schauen, zu staunen und zu fotografieren. Auch wenn die Preise nur als Anhaltspunkte dienen sollten, war ganz offensichtlich, dass alles völlig überteuert war. Es handelte sich um eine der zahlreichen Touristenfallen. Aber immerhin waren die Toiletten funktionsfähig und kostenlos.



Um einen weiteren Halt bat ich James, als wir an der Stelle des Grabenbruchs ankamen, an der sich die Erde ständig ein wenig bewegt und sich die beiden tektonischen Platten voneinander wegbewegen. Diese Erdbewegungen ließen tiefe und breite Spalten im sonst so ebenen Erdreich entstehen. Dort zu stehen, war schon faszinierend und gleichzeitig beängstigend.

Einen letzten Tankstopp legte James in Mai Mahiu ein, bevor wir die lange Steigung heraus aus dem Tal des Grabenbruchs vor uns hatten. Der Einfluss der nicht mehr fernen Großstadt machte sich hier bereits deutlich bemerkbar. Jugendliche waren in Jeans mit Bluetooth-Kopfhörern unterwegs, und bei der erwachsenen Bevölkerung dominierte westliche Arbeitskleidung. Unweit des Ortsausgangs kamen wir an der angeblich kleinsten Kirche in Kenia vorbei. Die Mai Mahiu Catholic Church wurde 1942 von italienischen Kriegsgefangenen errichtet und dient vorwiegend Reisenden zur Einkehr. Nun galt es an Höhe zu gewinnen. In einer schier unendlichen Aneinanderreihung von Lastwagen schlängelte sich der Verkehr bis auf eine Höhe von knapp 2300 Meter. An Überholen war auf der kurvenreichen Strecke so gut wie nicht zu denken.

Vor Nairobi kreuzten wir noch mehrfach die nagelneue Bahnstrecke Mombasa–Nairobi–Kampala. Dieses größte Infrastrukturprojekt in Ostafrika wurde in dem Abschnitt Mombasa–Nairobi 2018 eröffnet und sollte zukünftig den gesamten Osten Afrikas erschließen. Das Projekt wurde im Rahmen der „Neuen Seidenstraße“ über chinesische Kredite finanziert, jedoch ist deren Fertigstellung in weite Ferne gerückt, da sich die chinesischen Geldgeber zurückgezogen haben. Daher endet die Strecke nun bei Naivasha im Rift Valley, also so ziemlich im Nirgendwo.

Je näher wir dem Stadtzentrum kamen, umso mehr Fahrspuren standen dem Verkehr zur Verfügung, die Fahrzeugdichte nahm aber überproportional zu. An Kreuzungen und überall dort, wo sich der Fahrzeuge stauete (und das war oft der Fall), waren Straßenhändler dabei, ihre Ware anzupreisen. Die Krönung im negativen Sinn war ein kräftiger Mann, der versuchte, zwei wunderschöne weiße Hundewelpen zu verkaufen. Ich bin zwar kein Experte, aber ich gehe fest davon aus, dass diese beiden bei weitem noch nicht ohne ihre Mutter auskamen. Beachtlich war auch ein Rennradfahrer, der es wagte, sich in dieses Verkehrsmoloch fortzubewegen.



In Nairobi waren wir für eine Nacht im Bidwood Suite Hotel Westland untergebracht. Bereits während der Anfahrt zum Hotel erklärte uns James, auf was wir bei einem Stadtbummel achten müssten und welche Bereiche für uns sicher wären. Große Lust, uns durch die Stadt zu bewegen, verspürten wir sowieso nicht. Im Hotel wurde uns westlicher Luxus in jeder Hinsicht geboten. Gerne nutzten wir nach einer längeren Zeit in staubiger Umgebung die Annehmlichkeiten im Sanitärbereich ausgiebig. Frisch geduscht und für die Stadt passend bekleidet, machten wir uns dann auf den Weg, eine nahe gelegene Mall zu besuchen. Im Hinterkopf hatten wir dabei, dass es genau dieses Viertel war, in dem vor Jahren die Terroranschläge verübt wurden. Daher war es auch nachvollziehbar, dass von den kenianischen Behörden hier ein extremer Sicherheitsaufwand betrieben wurde. Alle Besucher des Konsumtempels mussten durch Kontrollstellen, die ähnlich ausgestattet waren wie auf den Flughäfen.

In der siebenstöckigen Sarit Shopping Mall wurden die gleichen Produkte bekannter Hersteller wie in den Metropolen überall auf der Welt angeboten, zu eben auch entsprechend hohen Preisen. Ähnliches hatten wir bereits auf anderen Reisen in arme Länder erleben dürfen. Besonderes Interesse erregte eine Buchhandlung, denn in deren Schaufenster wurde für den „Grüffelo“ hier natürlich ohne Pünktchen geworben. Tatsächlich hatte der Buchhändler eine riesige Auswahl an guter Kinderliteratur. Kulinarisch hatten wir uns nur zu einigen Getränken hinreißen lassen. Unser Dinner nahmen wir anschließend im Restaurant des Hotels ein. Hier waren wir die einzigen Gäste bei einer Mehrzahl von Servicekräften.

Gerne hätten wir die Annehmlichkeiten des Hotels noch länger genossen, aber auch an diesem Tag hieß es früh aufstehen. Mit James hatten wir eine Abfahrtszeit von 6:30 Uhr vereinbart. Unsere heutige Reiseetappe sollte uns an den Fuß des Kilimandscharos bringen, genauer gesagt

in den Amboseli-Nationalpark. Dementsprechend hatte James den luxuriösen Minivan gegen einen der hier für Safaris üblichen Toyota Land Cruiser getauscht. Im Gegensatz zum Modell in der Masai-Mara jedoch mit geschlossenen Fenstern. So früh war die Millionenstadt noch wie ausgestorben, und kaum Verkehr war auf den Straßen zu verzeichnen. Obwohl wir zügig unterwegs waren, dauerte es eine ganze Weile, bis wir die räumlich weit ausgehende Stadt hinter uns gelassen hatten. Außerhalb trafen wir wieder auf die Normalspurstrecke von Mombasa nach Nairobi. Einen Zug darauf fahren sahen wir jedoch nie. Offensichtlich läuft der Warenverkehr weiterhin überwiegend per Lastwagen über die Fernstraßen. Entsprechend hoch war auch die Lkw-Dichte auf der A8, der Verbindung von Sambia über Tansania nach Kenia.

Entlang der Fernstraße gab es zahlreiche Straßendörfer, in denen die Menschen gut vom grenzübergreifenden Verkehr leben können. Auf den Randstreifen parkten viele der Sattelschlepper, um sich und ihre Familien mit günstigem Gemüse einzudecken oder dieses in den Städten weiter zu verkaufen. Auch gab es Werkstätten, in denen zumeist unter freiem Himmel Reifen geflickt und technische Aggregate repariert wurden. Dort war dann die rotbraune Erde mit Öl und Schmiermitteln schwarz gefärbt. Umweltschutz spielte bei diesen improvisierten Werkstätten keine Rolle.

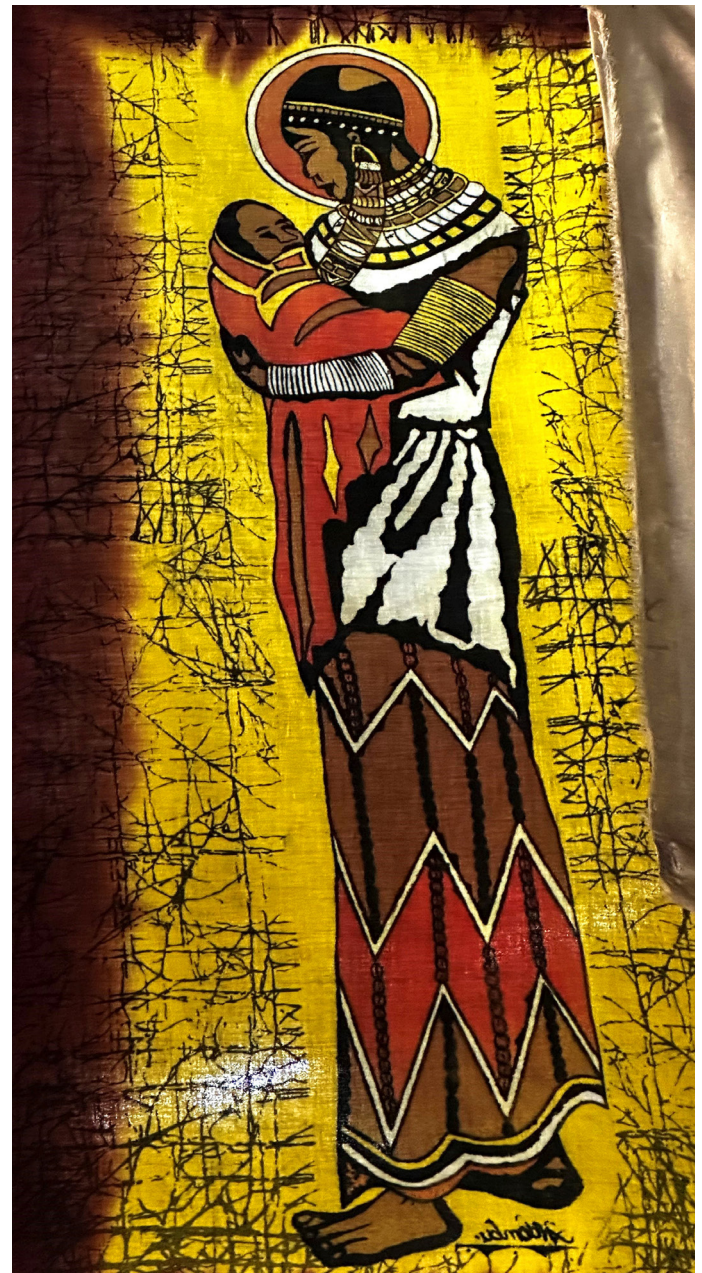




Die Anzahl der Lastwagen nahm sprunghaft ab, als wir auf die Nebenstrecke C102 abbogen. Hier war auch der letzte Halt vor dem angesteuerten Nationalpark. Wieder hatte James einen der Curio Shops als Rastplatz ausgesucht. Hier in Kajiado war es eine weitere Touristenfalle. Dass das Konzept gut funktioniert, zeigte sich an den vielen Touristenfahrzeugen, die sich auf dem Parkplatz des Andenkenladens angesammelt hatten. James nahm zusammen mit anderen Fahrern sein verdientes Mittagessen ein.

In der großen Verkaufshalle gab es diesmal neben den hinreichend bekannten Holzschnitzereien sehr viele eindrucksvolle Gemälde. Diese waren ohne Rahmen an Wäscheleinen unterm Dach aufgereiht. Der Malstil darauf war traditionell naiv oder auch sehr modern. Als wiederkehrende Motive fanden sich die schlanken, hochgewachsenen Massai-Krieger, Dorfszenen und natürlich die graziösen Giraffen in Verbindung mit den für die afrikanische Savanne typischen Akazienbäumen.

Wie bereits bei den anderen Curio-Shops zuvor gab es im Hinterhof einen heruntergekommenen Holzschuppen,



in dem die Holzschnitzer ihrem Tagwerk nachkamen. Als ich mir deren Arbeit etwas genauer anschaute, was die Arbeiter als durchaus wertschätzend empfanden, wurde gerade ein überdimensionaler Holzhasen fertiggestellt. Ein Motiv, was eher selten in afrikanischen Galerien zu finden ist, mich aber umso mehr freute.



Am Fuß des Kilimanscharos

Die Zufahrt zum Nationalpark war wieder mit einem mächtigen Tor mit verschlossenen Stahltores versehen. Während James die Formalitäten abwickelte, warteten wir geduldig im Geländewagen. Noch bevor James das Gebäude erreichte, war unser Wagen von einigen Massai-Frauen umlagert. Das Angebot, das aufdringlich vorgebracht wurde, bestand hauptsächlich aus Schmuck, aber auch anderem Plunder. Natürlich war Fotografieren nicht erwünscht, nicht ohne Bezahlung. Da, wo sonst ein Dollar gefordert wird, wurden hier fünf Dollar aufgerufen. Wir verzichteten dankend, hatten aber noch einige Mühe, die Frauen davon abzuhalten, übergreifig zu werden.

Die Fahrt zur Lodge verband James schon einmal mit einer Pirschfahrt. Das Erste, was uns ins Auge fiel, war das knallgrüne Gras, das im immer nassen Marschland spross. Inmitten dieses Grüns, welches wir in dieser Intensität in Kenia noch nicht gesehen hatten, standen die Stars dieses Nationalparks: Elefanten. Das saftige Gras reichte bis zu ihren Stoßzähnen, und die Kälber verschwanden komplett darin. Begleitet wurden die Schwergewichte von zahlreichen Reihern, die auf reichlich Beute hofften, wenn die Elefanten das Marschland durchpflügten.

Im Hintergrund waren offensichtlich verfallene Gebäude zu sehen. Dabei handelte es sich um eine aufgegebenen Lodge, erfuhren wir von James. Als wir unserer Unterkunft für die nächsten zwei Nächte der Ol Tukai Lodge näherten, wurde uns das Ausmaß der verlassenen Gebäude erst recht bewusst. Es handelte sich um zwei komplette Resorts, die nach und nach im Wasser versanken. Lost Places in ihrer Reinkultur, sicher ein Paradies für Fotografen, die auf morbide Bauwerke stehen. Daher fragte ich sofort, ob es irgendwie möglich sei, diese Gebäude zu besuchen. Nicht sehr angetan von der Idee, stellte James zu meinem Bedauern klar, dass dies auf keinen Fall durchführbar wäre.





Noch bevor wir die Ruinen erreichten, kreuzte ein Familienverband die Piste. Unbeeindruckt davon, dass sich dort etliche Fahrzeuge versammelt hatten, marschierten die Tiere zielstrebig zwischen den Wagen hindurch. Kurz nach dieser Elefantenparade erreichten wir die gut gesicherte Lodge durch deren bewachtes Gate.

In einem Wendehammer hielt James an, und von hier aus ging es dann zu Fuß über einen Holzsteg durch einen Bambuswald zur Rezeption. Diese Lodge war die bisher weitaus größte auf unserer Ostafrikareise. Am Schalter erhielten wir den Schlüssel für das Zimmer 54. Unter Begleitung von Servicepersonal, das sich auch um unsere Koffer kümmerte, gelangten wir zu einem der insgesamt vierzig Doppelhäuser. Von dessen Terrasse hatten wir einen bezaubernden Blick über das Marschland, die angrenzende Savanne und den dahinter liegenden Kilimandscharo, der sich jedoch zumeist in Wolken gehüllt präsentierte. Das Gelände der Lodge war massiv umzäunt, und diese Barriere war mit einem Elektrozaun nochmals gesichert. Sicherungsmaßnahmen wie in einem Zoo, nur diesmal umgekehrt. Während Elefanten, Gnus und Zebras direkt am Zaun in Freiheit friedlich grasten, hatten wir keine Chance, unsere selbst gewählte Gefangenschaft ohne Passierschein zu verlassen.



Außerhalb der Umzäunung und noch hinter dem Marschland tanzten sogenannte „Dusty Devils“, Staubteufel. Diese Wettererscheinungen wurden durch die Fallwinde von den Flanken des Kilimandscharos ausgelöst, die auf die aufgeheizte sandige Savanne trafen. Der aufgewirbelte Staub und Sand begann sich spiralförmig zu drehen und bildete einen sichtbaren Trichter. Staubteufel sind kleine Mini-Tornados und haben keine starken Windgeschwindigkeiten. Dennoch sahen sie beeindruckend und faszinierend aus.

Nachdem wir uns in unserem Zimmer eingerichtet hatten, begaben wir uns auf eine Entdeckungstour durch das weitläufige Gelände. Zunächst entdeckten wir den Restaurantbereich und in dessen Nähe den zur Lodge gehörenden Pool. Im Gegensatz zur Vegetation außerhalb der Lodge wurde der Rasen hier fast täglich kurzgehalten. Die Rasenmäher hatten jedoch zu diesem Zeitpunkt Pause. Zur Pflege des Rasens gab es daneben auch eine Beregnungsanlage. Nicht nur die Gäste fanden die Grünfläche toll und konnten sie zum Spazieren oder zum Ausspannen auf Liegestühlen nutzen. Gerade für Familien mit Kindern bot sich die Rasenfläche unter den schattenspendenden Bäumen als ausreichender Platz zum Spielen an. Grüne Meerkatzen und Paviane durchstreiften die Grasfläche und suchten nach Essbarem. Der Nachwuchs der Affen konnte hier ausgelassen spielen und toben. Die Anwesenheit der Affen wurde jedoch nur in Maßen geduldet. Das Management der Unterkunft hatte einige Maasai-Krieger in traditioneller Kleidung engagiert, um die aufdringlichen Räuber mit Zwillen von den Hauptgebäuden, insbesondere dem Restaurantbereich, zu vertreiben.

Am späten Nachmittag unternahmen wir mit James eine Pirschfahrt. Natürlich mussten wir abermals an den Ruinen der alten Lodge vorbei, die meine besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Auf der weiten Ebene, auf der sich sumpfige und trockene Bereiche abwechselten,

konnten wir Kronenkränche bei der Balz beobachten. Sie tanzten imponierend sowohl für ihre Weibchen als auch für uns. Sekretäre waren auf der Jagd nach Insekten und Kleinsäugern, und es gab die unvermeidlichen Nilgänse. Viel imposanter waren jedoch die wirklich unzähligen Elefanten, die überall anzutreffen waren. Wir sahen die Tiere in direkter Nähe bis hin zum Horizont.



Da, wo es viel Futter für Vegetarier gibt und diese sich daher gut vermehren, sind natürlich auch Jäger vorhanden. Es dauerte nicht lang, bis wir auf die ersten beiden Löwen trafen. Die beiden halbstarken Männchen dösten, wie nicht anders zu erwarten war. Unweit davon gras-ten Grant's Gazellen. Inmitten der Gruppe war ein Neugeborenes, welches noch nicht sicher auf seinen Beinen stand und von seiner Mutter gesäugt wurde. Daher und da Löwen in deren Nähe waren, beobachtete das männliche Oberhaupt der Familie die Umgebung mit besonderer Aufmerksamkeit. Diese Antilopenart ähnelt in Größe und Aussehen der weiter verbreiteten Impala-Gazelle. Den Unterschied merkten wir erst aufgrund der Hinweise von James.

Anschließend wurde unsere Weiterfahrt durch zwei Hartlaubtrappen gehemmt. Die beiden Vögel liefen unbeirrt vor unserem Wagen auf der Fahrbahn. Möglicherweise wollten sie uns von ihrem Nest weglocken, wie es Bodenbrüter häufiger tun, wenn ein Feind sich ihrem Gelege nähert. Letztlich hoben sie mit wenigen Flügelschlägen ab und flogen davon. Da, wo in Afrika Wasser ist, gibt es fast immer Nilpferde, so eben auch hier an den Stellen, an denen sich im Marschland Tümpel und Seen gebildet hatten. Die Dickhäuter waren ständig in Begleitung von weißen Kuhreihern, aber auch Purpurreiher, Graureiher und Ibis liebt die Nähe der Kolosse. Kolossal waren die Kaffernbüffel, die sich im hohen Gras ebenfalls wohlfühlten. Madenhacker sorgten bei den Büffeln für die Hautpflege, nutzten deren Wunden jedoch auch zum Bluttrinken und pickten regelmäßig, damit diese nicht verheilten.

Und immer wieder trafen wir auf Elefanten, die im Familienverbund, in kleinen Gruppen oder alleine unterwegs waren. Tiere jeden Alters konnte man beobachten, aber natürlich waren die Babyelefanten die uneingeschränkten Stars. Tapsig, ungestüm und oft auch tollpatschig sorgten sie unbeabsichtigt für lustige Momente. Zwei von ihnen spielten beispielsweise mit dem Gerippe eines Gnus, während ein anderer mit einem Schädelknochen dieser Antilope Fußball spielte. Ein unverwechselbares Erkennungszeichen für den Amboseli-Nationalpark sind die Fotos von Elefanten mit dem Kilimandscharo im Hintergrund – Bilder, die in jedem Reisekatalog zu finden sind. Natürlich war es auch für James wichtig, uns einen solchen Schnappschuss zu ermöglichen. Nun musste er nur eine passende Position finden, bei der zwischen uns und dem höchsten Berg Afrikas ein möglichst imposanter Elefant stand. Letzte Korrekturen am Standort wurden mit kleinen Rangierarbeiten erledigt. Mit Kamera und iPhone wurde das Ensemble nun abgelichtet. So hatten wir dann auch Fotos von einem Elefanten vor dem diesigen Kilimandscharo mit nur sehr wenig Schnee.





Nachdem uns bereits ein Pärchen Hartlaubtrappen an der zügigen Weiterfahrt gehindert hatte, waren es nun die etwas kleineren Verwandten, die Senegaltrappen, die das gleiche Spiel mit uns trieben. Bis zum Sonnenun-



tergang war es jetzt nicht mehr lange, und so hielten wir Ausschau nach Tieren, deren Silhouette sich am Horizont abzeichnete. Zunächst war es eine Gruppe von Gnus, die vor dem immer roter werdenden Himmel auszumachen waren. Da diese sich jedoch nie als einzelne Tiere zeigten, war das kein gut zu fotografierendes Arrangement. Nun betraten drei Elefanten die Szene. Diese liefen hintereinander am Rande des Sees an den Gnus vorbei. Nun hieß es für James abzuschätzen, von wo aus der Moment gut zu sehen wäre, an dem sich die Bahnen der untergehenden Sonne und die der zügig voranschreitenden Elefanten kreuzen würden. Erschwerend war dabei, dass man hier im Marschland tunlichst nicht die befestigten Pisten verlassen sollte und diese nicht immer schnurstracks über die Ebene führten. Es gelang, und so entstand ein wunderbares Bild von drei Elefanten vor dem rotglühenden See und Himmel mit der darüber untergehenden Sonne.





Nun wurde es aber dringend Zeit zur Rückkehr in die Lodge. Auch die Elefanten waren auf dem Weg zu ihren Ruhestätten. Einige hatten sich dafür die Ruinen ausgesucht. Die Babyelefanten mussten, um diesen Platz zu erreichen, von ihren Müttern oder Geschwistern, dort, wo das Marschland an die befestigte Schotterpiste stieß, aus dem Sumpf geschoben werden. Die Elefanten hatten die alte Lodge wohl schon seit langem in Beschlag genommen und dazu alle Zäune und Absperren niedergedrückt.

Zurück in unserer Unterkunft wartete schon bald das Abendessen auf uns. Eine Platzanweiserin sorgte dafür, dass jeder der Gäste seinen für ihn reservierten Platz erhielt. Ein reichhaltiges Buffet mit mehreren Gängen stand uns zur Verfügung, und auch die Auswahl an Getränken entsprach der eines gehobenen Restaurants in einer Großstadt.



Noch bevor unser Wecker klingelte, wurde ich von einem flatternden Geräusch aufgeweckt. Im Schein der Nachttischlampe sah ich einen Schatten über unserem Bett huschen. Erst als ich meine Brille aufgezogen und für mehr Licht gesorgt hatte, erkannte ich, dass eine kleine Fledermaus innerhalb unseres mückendichten Moskitonetzes ihre Kreise zog. Mit etwas Geschick bekam ich das Tier zu fassen und brachte das wehrhafte Flattertier weg von unserem Schlafplatz. Inzwischen war auch Heike aufgewacht und war ebenso darüber verwundert, wie und wann der kleine Dracula zu uns ins Bett gekommen war. Ich entließ die Fledermaus in die Freiheit und damit waren alle drei Beteiligten sehr zufrieden.

Wesentlich ärgerlicher waren die wiederkehrenden Klopfgeräusche, die bereits seit geraumer Zeit aus dem Nebenzimmer zu vernehmen waren und unsere die Ruhe störten. In der anderen Hälfte unseres Doppelhauses waren zwei ältere Chinesen untergebracht. Was auch immer die dort hämmerten, es war nicht auszuhalten. Mangels eigener Chinesisch Kenntnisse bemühte ich meinen digitalen Reisebegleiter und ließ mir von einer App die passenden Worte ins Mandarin-Chinesisch übersetzen, dass ich sie unseren Nachbarn vorspielen konnte. Die so geäußerte höfliche Bitte, dies zu unterlassen, wurde zwar von den Empfängern nach mehrmaligen Vorführen der Nachricht nicht kommentiert, aber mit dem Klopfen hatte es ein Ende.

Nach dem Morgenkaffee ging es mit James wieder auf Pirsch. Wir waren gespannt, was uns an diesem Tag hier am Fuße des Kilimandscharos erwarten würde. Zunächst begegneten wir zwei Elefanten, die sich innerhalb der Mauern der alten Lodge befanden und dort zwischen den Gebäuden einige für sie leckere Äste eines Baumes verzehrten. Um an dieses besondere Gewächs zu kommen, hatten sie einfachheitshalber ein Stahlgerüst weggeräumt.



Auf einen prachtvollen Mähnenlöwen und anschließend zwei seiner weniger imposanten Artgenossen trafen wir noch in aller Früh. Eine Büffelherde war bereits dabei Futter aufzunehmen, während die Elefanten gerade erst von



ihren trockenen Schlafplätzen unter den Akazien kamen und auf dem Weg zu den ertragreichen Sumpfgebieten waren. Weiter führt uns die Fahrt zu dem See, der sich in der Senke des Parks gebildet hatte. In ihm standen Hunderte von Flamingos in ihrem typischen kräftigen Rosa. Im Gleichklang trippelten sie im flachen Wasser, als wären es eingeübte choreografierte Abläufe. Einige weiße Pelikane



mit großen gelben Schnäbeln kamen geflogen, um dann ungelenkt im See zu landen. Eine Nilpferdfamilie mit zwei Jungtieren lag schlafend am Strand. Derweil ruhte etwas abseits des Sees, eine müde Hyäne inmitten der abgenagten Knochen vom Mahl des Vortages. Besonders kontrastreich präsentierten sich die Mitglieder einer größeren Gruppe von Zebras, die sich in Schwarz-weiß von dem leuchtenden Grün des hohen Grases abhoben.

Die Elefanten waren es aber, immer wieder die die Touristen anzogen. Dieser Magie konnten und wollten auch wir uns nicht widersetzen. So lenkte James unseren Wagen wieder einmal zu einer Familie dieser faszinierenden Dickhäuter, die sich gerade anschickten, die Piste zu queren. Er parkte den Land Cruiser und wir warteten ab, wie die Tiere auf uns reagieren würden. Ganz ohne Scheu näherten sie sich, gingen vor und hinter dem Toyota vorbei und die übermütigen halbwüchsigen kamen so dicht an den Geländewagen, dass ihr Rüssel fast zu uns ins Fahrzeug reichte. Selbst mit dem Standardobjektiv waren hier nur noch Detailbilder zu machen. Für das Teleobjektiv waren die Tiere bereits viel, viel zu nah.







Etwas entfernt zu dieser Gruppe folgte eine Einzelgängerin. Das riesige Tier besaß einstmals ein Stoßzahnpaar, welches, bei gesenktem Kopf, fast bis auf den Boden ragte. Im Laufe der Jahre war an einem Stoßzahn das vordeste Stück abgebrochen. Trotz dieser Einschränkung war klar, dass dies die Matriarchin der Gruppe war. Auch sie wollte wie ihre Familie zuvor die Piste überqueren. Dazu wählte sie einen Weg vor unserm Wagen. Kurz vor der Straße überlegte sie es sich jedoch anders und kam mit schnellem Schritt auf uns zu. Mit abgespreizten Ohren und dem Rüssel in der Höhe drohte sie uns mit lautem Trompeten. James startet den Wagen, um einer Konfrontation aus dem Weg zu fahren. Der Elefant kreuzt schließlich die Straße hinter uns, um dann nochmals umzukehren, um uns klar zu machen, wer hier die Chefin ist. Nach dieser aufregenden Erfahrung bat ich James, zukünftig den Motor bei ähnlichen Begegnungen laufen zu lassen.



Dieses Ereignis wurde jedoch noch getoppt. Wir entdeckten einen Gepard, der aufrecht sitzend eine Gruppe Thomson-Gazellen beobachtete. Diese grasten gemütlich durchaus in Reichweite des Jägers. Nach einiger Beobachtungszeit pirschte er sich zunächst geduckt und langsam näher an die Gazellen heran. Nach und nach wurde der Gepard schneller und setzte dann explosionsartig zum Spurt an. Von nun an war er viel zu schnell für mich und meine Spiegelreflexkamera. Die für den Geparden erfolgreiche Hatz endet für ihn und eine Thomson-Gazelle in einer Staubwolke. Bislang hatten wir ausschließlich Jagden miterlebt, die für die Räuber erfolglos blieben.



James schlug vor, nun eine Frühstückspause zu machen. Dazu steuerte er den Amboseli Airstrip an. Zwar kein besonders idyllisches Ambiente, aber mit sauberen Toiletten. Während wir unsere Stärkung zu uns nahmen, wurde eine Maschine zum Abflug bereit gemacht. Die dazugehörigen Passagiere ostasiatischen Typs kamen mit zwei Autos direkt zum Flieger. Umständliche Check-ins gab es hier nicht. Währenddessen landete gerade eine baugleiche Cessna Grand Caravan. Diese einmotorigen Flugzeuge mit bis zu 12 Sitzplätzen eignen sich gut für solche nur bedingt befestigten Landebahnen. Gestärkt und etwas müde, ließen wir uns von James gemütlich durch den Nationalpark chauffieren. Elefanten und andere Tiere gab es ja zu Genüge zu beobachten.

Zur Mittagsruhe einer Zeit, in der die Äquatorsonne steil am Himmel steht und die Hitze ihrer Strahlen alle Lebewesen dazu zwingt ihre Aktivitäten zu reduzieren, fuhren wir zurück in die Ol Tukai Lodge. Die Anfahrt nutzte ich, um mir die Ruinen am Rand des Sees genauer anzusehen. Dazu bat ich unseren Fahrer an einem nahe gelegenen Punkt zu halten. Das Hauptgebäude war mit Holzschindeln gedeckt. Über der Tür, die zum Außenbereich führte, hing noch ein Büffelschädel. Die Stühle auf der Terrasse standen so da, als wären die Gäste eben erst die Einrichtung zu einen Ausflug aufgebrochen. Vor der Anlage befanden sich einsam und verlassen zwei Tore, die einst zu einem Fußballplatz gehörten.

Erst beim genaueren Hinsehen wurde uns bewusst, dass es sich um zwei Lodges handelte, die aufgegeben wurden. Bei den deutlich älteren Gebäuden stand ein großer Teil bereits im See. Während sich die Bauten der ehemaligen Amboseli Lodge nur direkt am Rande des Gewässers und teilweise in dessen sumpfigen Uferstreifen befanden. James konnte uns nicht allzu viel über die Historie dieser einst prachtvollen Unterkünfte erzählen. Mit seinen Informationen und einigen Ergänzungen aus dem Internet wurde klar, dass die neuere Lodge bereits in 2008 geschlossen wurde, damals noch mit der Planung, sie später wieder zu eröffnen. Folgende zunehmende Hochwasserphasen ließen diesen Traum schnell platzen. Spätestens als ein Hochwasser im Dezember 2019 den größten Teil des Parks überflutet, die Straßen unpassierbar machte und selbst das etwas höher angelegte Flugfeld unter Wasser stand, war das Schicksal der Lodge endgültig besiegelt.

Die weitaus ältere Hotelanlage wurde so die magere Datenlage wohl bereits in die 1990ern aufgegeben. Aber was waren die Gründe für den ständig steigenden Wasserspiegel? Das beschleunigte Abschmelzen der Gletscherkappe des Kilimandscharos sorgt für einen zunehmenden Zufluss von Schmelzwasser, was alleine kein

Problem wäre. Durch die Überweidung der Hänge am Kilimandscharo steigt die Erosion und der so abgetragene nährstoffreiche Boden verursacht die Verschlammung der Kanäle, die bisher das Wasser zu dem Amboseli-See ableitet. Ein Nebeneffekt des zusätzlichen Eintrags von Nährstoffen ist das beschleunigte Wachstum von Wasserpflanzen, die wiederum die Wasserläufe verstopfen. Zwischenzeitlich wurden mit schweren Baumaschinen neue Entwässerung künstlich angelegt.



Welche Auswirkungen es haben wird, wenn dann in den kommenden Jahren die Eiskappe des Kilimandscharos abgeschmolzen ist und womöglich ergiebige Niederschläge ausbleiben, kann man sich vorstellen oder in anderen Gebieten Kenias bereits heute anschauen.



Noch hatte ich die Idee, die Lodges zu besuchen, nicht ganz aufgegeben. Zuerst begab ich mich jedoch auf eine Erkundungstour des Geländes der Lodge. Meine Wanderung folgte der Umzäunung und war anfangs gut zu begehen. Dass es neben den netten Doppelhäusern auch noch eine Villa, in der ganze Familienverbände untergebracht werden konnten, gab, entdeckte ich bald. Im hinteren Bereich stieß ich auf verfallene Gebäudereste und einen Grillplatz, der wahrscheinlich von Mitarbeitenden zum Feierabend genutzt wurde. Zwischenzeitlich wurde ich



von einer Pavianherde begleitet. In beider Interesse lag es, einen gebührenden Abstand einzuhalten. Zunehmend wurde die Vegetation entlang des Zauns dichter und ich musste mir meinen Weg durch Äste und Dornen bahnen. Immerhin kam ich so an die Stelle, an der unsere Lodge am dichtesten an die Ruinen heranreichte. Aber auch hier war die Umzäunung elektrisch gesichert und für mich unbezwingbar. Mein weiterer Weg führte mich dann zum

gut bewachten Gate. Vor dem Tor gab es eine Bushaltestelle für die Servicekräfte. Die nett gestellte Frage, ob ich denn mal kurz rüber zur anderen Lodge dürfe, wurde mit viel Unverständnis recht deutlich abgelehnt. Selbst der Weg zur Bushaltestelle wurde mir nicht zugestanden. So blickte ich ein wenig sehnsüchtig hinüber zu den langsam vor sich hin vergammelnden Gebäude, machte noch einige Fotos und gab meinen Versuch, unsere Festung zu Fuß zu verlassen, endgültig auf.

Aufgemuntert wurde ich dann recht schnell von den Meerkatzen, die um unser Zimmer strichen. Natürlich war es strikt verboten, diese Affen zu füttern, aber wenn ich schon nicht unerlaubt zu den Ruinen konnte, so nutzte ich nun die Chance, etwas anderes Unerlaubtes zu tun. Kleine Obststückchen und Erdnüsse waren perfekt geeignet, die verspielten, aber auch verfressenen Meerkatzen anzulocken. Während ich so die Affen in ihrer Interaktion gut beobachten konnte, kam ein anderer Gast vorbei. Ein Wiedehopf, der bei uns in Mitteleuropa inzwischen auf der Roten Liste steht, hüpfte durch das niedrige Gras und suchte nach Kerbtieren. Heike hatte zwischenzeitlich ein erfrischendes Bad im Pool genommen und war nun dabei an ihrem mitgebrachten Roman zu lesen.

Auf der Nachmittagspirsch waren es müde Löwen, einige Straußenpaare und natürlich Elefanten, die den Weg auf die digitalen Speichermedien der Kameras fanden. Im Fokus immer die Jungtiere. Ein letzter Versuch, einen Elefanten vor klarem Kilimandscharo abzulichten, scheiterte an dem immerwährenden Dunst rund um den Berg.

Morgen galt es pünktlich an der Grenze zu Tansania zu sein. Dort würde uns Severin, ein Freund von Heikes Bruder Horst, abholen. Das hieß aber auch keine Morgenpirsch und daher entspannt frühstücken. Für die Abfahrt hatten wir 8:00 mit James vereinbart.



Die Chinesen reisten bereits ab, als wir auf dem Weg zum Frühstück waren. Mit unserer englischen Verabschiedung konnten sie offensichtlich nichts anfangen und die Beschwerde vom Vortag war ihnen sicher noch präsent. So gingen sie mit schnellen Schritten ihre Rollkoffer im Schlepptau, ohne uns eines Blickes zu würdigen an uns vorüber. Das Frühstück im Restaurant war schon eine andere Liga als das improvisierte auf dem Flugfeld. Ausgeschlafen, entspannt und satt starteten wir so pünktlich, dass sich bereits um vier Minuten nach acht die Schranke am Gate der Lodge öffnete.

Ein letzter Blick in die alten Gemäuer in der Nachbarschaft musste noch sein. Heute waren keine Elefanten im Gelände, dafür hatten Affen und Büffel das Regiment in den Ruinen übernommen. Erstaunt waren wir über die Sonnenkollektoren, die seinerzeit zur Warmwasseraufbereitung dienten und noch immer an Ort und Stelle stan-

den. Lediglich die ausgeschlachtete Karosse eines Geländewagens zeugte davon, dass irgendwelche Personen zwischenzeitlich die verlassene Lodge besucht hatten, um nach Brauchbarem zu suchen. James erklärte uns, dass es zwei Gründe dafür gäbe, die Ruinen nicht zu betreten. Zum einen gehörte das Gelände einem Investor, auch wenn er damit scheiterte, sein Eigentum wieder aufzubauen. Zum anderen die Befürchtung, dass sich Leoparden die bequemen Räume für ihr Tagesquartier ausgewählt hätten und davon eine nicht unerhebliche Gefahr ausginge.

In den Gewässern am Rande der Piste waren Löffler, Reiher und Blesshühner dabei sich ein Frühstück zu suchen. Am südlichen Ende des Sees trafen wir wieder auf die Flamingokolonie. Diesmal näherten wir uns von der Seite, an der sich die noch nicht flüggen Jungtiere in ihrem struppigen, grauen Federkleid versammelt hatten. In nur wenigen Tagen würden sie den Flausch verlieren und wie ihre



Eltern graziös in rosa auf einem Bein dastehen. Aus unbekannten Gründen flogen einige der erwachsenen Tiere auf, drehten eine Runde, um dann wieder im seichten Wasser zu landen. Im Hintergrund die rosa Vögel, marschierte ein Gnu an uns vorbei. Sein Weg führte durch das hier knöcheltiefe Wasser. Nicht eine einzige Welle kräuselte die Oberfläche, glatt wie ein Spiegel lag der See da und so bildete sich das Ebenbild des Gnus darauf ab. Dieses schöne Bild störte ein Flusspferd, welches direkt an der Böschung der Piste, also nur vielleicht ein Meter neben unserem Wagen graste, überhaupt nicht. Dass Nilpferde die Tiere in Afrika sind, denen die meisten Menschen zum Opfer fallen, kam uns beim Anblick dieses gemütlich anmutenden Koloss nicht in den Sinn.

James hatte zwischenzeitlich Kontakt zu Severin aufgenommen und unser Treffen an der Grenze für 11:00 Uhr ausgemacht. Nochmals trafen wir auf einen Elefanten auf der uns bekannten Strecke innerhalb des Parks. Als James anhielt, kam der Dickhäuter immer näher. James ließ diesmal wie gewünscht den Motor laufen und so konnten wir ganz entspannt das schimpfende Tier hinter uns lassen, als der Abstand uns zu klein wurde. Die Schotterpiste wechselte zur Sandpiste, die uns über einen ausgetrockneten See, den eigentlichen Amboseli-See führte. Diese riesige Fläche, die auf Karten im Internet noch immer als riesiges Gewässer dargestellt wird, war völlig ausgetrocknet. Von Wasser war hier keine Spur zu finden, ausschließlich roter Sand so weit das Auge reichte. Von der erbarmungslosen





Hitze flirrte die Luft und täuschte uns eine Wasserspiegelung vor. Unweit der saftigen Gräser, ein Garten Eden, die Tausende von Tieren ernährt, fanden wir hier das Gegenteil, eine sandige Hölle, die kein höheres Leben zulässt.



Nach einer guten Stunde hatten wir das Gate Richtung Süden hinter uns gelassen. Umso mehr waren wir darüber positiv erstaunt, dass wir auch hier auf zahlreiche Zebras und Giraffen trafen. Die Krönung war jedoch die Sichtung einer Giraffenantilope, die wir bisher in keinem der besuchten Parks entdecken konnten. Wie eine Impala eben nur einem mit langem Hals stand das Tier regungslos zwischen einigen Büschen am Straßenrand. Erst als wir uns ihm langsam rückwärtsrollend näherten, ergriff es flink die Flucht.

Kurz vor der Grenze erreichten wir die A104, die als internationale Fernstraße von Nairobi über Arusha, Dodoma, der Hauptstadt Tansanias nach Sambia und weiter bis nach Kapstadt oder Johannesburg führt. Dementsprechend wie bereits auf dem nördlichen Teilstück, welches wir Tage zuvor nutzen, waren hier unzählige Lastwagen unterwegs. Die Bewohner des Grenzortes Namanga profitiert von dem störenden Schwerverkehr. Deren Fahrer müssen sich hier, zumal die Zollformalitäten oft mehrere Tage dauern, mit Proviant eindecken. Auch wir hielten zu einer letzten Rast natürlich wieder in einem Curio-Shop. Diesmal weit weniger kommerziell und mit nettem zuvorkommendem Personal. Dass wir nur ein paar Getränke erwarben, uns etwas in Laden umschaute und die Toilette benutzten, war für die Ladeninhaber völlig in Ordnung.

Auf allen Fahrbahnen stauten sich Lastwagen für die Abfertigung am Zoll. James manövrierte geschickt den Toyota zwischen den Sattelschleppern hindurch. Auf dem Parkplatz der Namanga-Grenzstation erwartete uns Severin bereits. Zwar hatten wir kein Foto von ihm, aber auf dem Wagen, den er fuhr, prangte groß das Emblem der Agentur, für die er arbeitete, African Horizon.



Tansania

Entgegen den Vorgehensweisen an allen anderen Grenzen, die wir bei unseren Reisen in Afrika, Asien oder Amerika überschritten hatten, gab es hier einen One-Stopp Grenzübergang. In der Praxis hieß dies, keine gesonderte Aus- und spätere Einreise. Alles wurde in einem Gebäude zügig abgewickelt. Einen obligatorischen Sicherheitscheck mit Durchleuchtung gab es nur für die großen Koffer. Das passende Tansaniavisum hatte ich im Vorfeld online beantragt und so mussten wir ausschließlich die entsprechenden Ausdrucke und unsere Reisepässe vorlegen. Parallel zu uns war eine Gruppe junger Chinesen dabei ihre Formalitäten zum Grenzübertritt zu erledigen. Selten hatten wir so leger gekleidete Reisende gesehen. Völlig derangiert stand einer der vier Jungs in Pyjamahosen und dreckigem T-Shirt barfuß am Schalter und versuchte sein Anliegen in einem Kauderwelsch aus Englisch und was auch immer gegenüber dem Zöllner vorzubringen. Die anderen Mitreisenden waren dabei keine Hilfe, sie amüsierten sich nur über den peinlichen Vorgang. Da unsere Unterlagen komplett und übersichtlich waren, konnten wir das Gebäude schnell wieder verlassen. Eigentlich hatten wir vor, den gleichen Weg wie gekommen, auch auf dem Rückweg zu nehmen. Hier gab es jedoch eine kleine bürokratische Besonderheit, wir mussten natürlich die tansanische Ausgangstür benutzen, welche ordnungsgemäß von einem tansanischen Grenzwächter bewacht wurde. Schließlich waren wir nun nicht mehr in Kenia. Dass wir dann über eine Außentreppe wieder auf den Parkplatz mit den beiden Geländewagen kamen, spielte dabei keine Rolle.

Die vom Zoll gecheckten Koffer wurden in den Wagen von Severin geladen, wir bedankten uns bei James für die hervorragende Betreuung. Für ein Abschiedsfoto mit James und Severin wurde kurzerhand einer der Kofferträger, die sich auch für ein kleines Trinkgeld um unser Gepäck gekümmert hatten, engagiert. Zum Einsatz kam das

Mobiltelefon von Severin. An dem Foto, welches er uns dann später zukommen ließ, war gut zu erkennen, dass sein Handy seine besten Zeiten bereits hinter sich hatte.



Severin, der zumeist Severini gerufen wurde, war immer froh gelaunt und machte unentwegt Scherze. Außerdem berichtete er gerne von seiner Familie und den Begegnungen mit Heikes Bruder. Besonders hob er hervor, dass seine älteste Tochter ebenfalls Heike heißt. So hatten wir für die nächsten Tage hier in Tansania immer eine gute Unterhaltung. An dem Verkehr hatte sich seit dem Grenzübergang nicht viel geändert. Vermehrt wandern Masai entlang der Straße und ein uns bisher unbekanntes Verkehrszeichen fiel uns auf. Vor Fußgängerüberwegen gab es das entsprechende Hinweisschild hier jedoch mit einem Rollstuhlfahrer statt Fußgänger darauf. Offensichtlich sind uns die Afrikaner in Sachen Inklusion im Straßenverkehr einen deutlichen Schritt voraus. Die Fernstraße,

auf der wir uns befanden, führte durch die Randbezirke der Regionalhauptstadt Arusha. Hier blühte der Handel deutlich auf und es waren wieder vorwiegend Bananen im Angebot der Obst- und Gemüsehändler. Nachdem wir die rasch wachsende Stadt hinter uns gelassen hatten, waren es vermehrt große Viehherden, die zu sehen waren. Die gesamte Landschaft wurde immer stärker durch die Rinderhaltung der Massai geprägt. Ackerflächen gab es fast keine mehr und die Weidegründe der Massai waren völlig leergefressen. Uns war es ein Rätsel, von was die dünnen Kühe sich überhaupt ernähren konnten. Ohne die schützende Vegetation hatten sich die während der Regenzeit entstehenden Bäche und Flüsse tief in die Landschaft eingegraben.



Bei dem Marktflecken Kwa Kuchinia verließen wir die A104, um über staubige Pisten zur Einfahrt des Tarangire Nationalparks zu gelangen. Hier spielten überall am Straßenrand kleine Kinder, die uns fröhlich zu winkten, aber auch das gehört zur Wahrheit, die größeren von ihnen hatten Bettelgesten gelernt und bettelten nach Geld und Süßigkeiten.

Am Gate war einiges an bürokratischen Anmeldeprozeduren von Severin zu erledigen, diese waren weit aufwendiger als die an der Grenze zu Tansania. Zu einer zusätzlichen Verzögerung kam es, als dem Fahrer einer israelischen Reisegruppe die Ausfahrt aus dem Park verweigert wurde und so dessen Geländewagen das Tor versperrte. Nach langen Diskussionen, an denen sich auch Severin beteiligte, stellte sich heraus, dass dem Fahrer bei der Registrierung seines Wagens am frühen Morgen ein Fehler unterlaufen war. Bei der Angabe seines Nummernschildes hatte er einen Zahlendreher. Jetzt war der Wagen offiziell nicht in den Park gefahren und konnte daher auch nicht raus. Zumindest durften die anwesenden Ranger diese Entscheidung nicht eigenständig treffen. Nach einiger Zeit ufernte die Auseinandersetzung in einen lauten und wortreichen Disput. In welcher Sprache oder in welchem Dialekt sich die Schimpfworte gegenseitig an den Kopf geworfen wurde, war nicht zu ermitteln.

Irgendwann trennten sich die Konfliktparteien und der Fahrer durfte endlich fluchend den Weg frei machen. Unsere Pirschfahrt durch den Tarangire Nationalpark konnte starten. Zuerst trafen wir auf ein Adlernerst, in dem wohl gerade der Nachwuchs gefüttert wurde. Von den Küken war zwar nichts zu sehen, aber warum sonst sollte ein Elterntier Nahrung herbeischaffen. Im Vergleich zu den Nationalparks, die wir in Kenia besucht hatten, gab es hier einen umfangreichen Baumbestand. Besonders für die Giraffen war das angenehm, sie konnten ganz entspannt im Stehen fressen. Zwischen den weitausladenden Akazien und riesigen Affenbrotbäumen, die hier Baobab genannt werden, grasten friedlich Gnus und Zebras. Zwei Elefanten machten sich derweil an den Ästen eines der hässlichen Bäume zu schaffen. Sie stellen die einzige Gefahr für die fast unverwundlich Zeugen der Vergangenheit dar.



Einige Geländewagen hatten sich an einem Wasserloch versammelt. Dort war eine elfköpfige Elefantenfamilie dabei ihren Durst zu löschen. Während die erwachsenen Tiere mit dem Wasser des Tümpels zufrieden waren, benötigte das Baby der Familie die nahrhafte Muttermilch. Abseits des Gewässers wurde dann der Winzling gesäugt. Das Muttertier war dabei sehr geduldig. Bis so ein kleiner Dickhäuter sich satt getrunken hat, das dauerte schon etwas. Im Gegensatz zu den allermeisten Säugetieren haben die Elefanten ihre Zitzen zwischen den Vorderbeinen. So können die Muttertiere mit ihrem Rüssel die Elefantenkälber in den ersten Tagen beim Säugen stützen. Nachdem auch der Kleinste gesättigt waren, suchten die Elefanten einen Weg zwischen den sechs Toyotas hindurch, die sich auf der Piste neben dem Wasserloch aufgereiht hatten. Anschließend bummelten sie gemächlich zwischen den hohen Bäumen davon. Am Wasserloch blieben die gefiederten Besucher, die Klaffschnäbel, Marabus und Sattelstörche zurück.

Nicht weit davon entfernt lag ein tief eingeschnittenes Tal vor uns. Das gesamte Gebiet des Nationalparks ist Teil des afrikanischen Grabenbruchs. Tektonische Verwerfungen und Wasser hatten hier dieses Tal mit seinen steilen Uferabbrüchen gebildet.



Vom Rand es Tales konnten wir gut erkennen, dass der Flusslauf fast ausgetrocknet war. Nur an manchen Pfützen trat das Wasser noch zutage. Es gab im ganzen Talboden deutliche Spuren, an welchen Stellen die Elefanten nach dem erfrischenden Nass gegraben hatten. So waren auch jetzt knapp 50 Tiere anwesend, die sich hier zur Wasser-suche eingefunden hatten. Laut Severin gibt es selbst in der Trockenzeit immer für die Elefanten zugängige Wasseradern. Diese stellen ebenfalls für viele Tiere der Region eine lebenswichtige Quelle dar.

Was wir nun entdeckten, überraschte auch Severin. An einem Hang lag ein alter, mächtiger Elefant auf seiner rechten Seite. Zuerst dachten wir, das Tier wäre tot, so leblos schien der Körper. Lediglich ein Ohr zuckte ein wenig und der Rumpf hob sich ein wenig beim Atmen. Das Hecheln des Tieres war noch leise zu vernehmen. Wir waren uns sicher, dass der Elefant den nächsten Morgen nicht erleben würde. Wehrlos lag er da, der einst so kraft-

volle und mächtige Elefantenbulle und war nun jeglichen Angriffen von Löwen und Hyänen hilflos ausgeliefert. Mit diesem traurigen Anblick im Kopf begaben wir uns zurück zum Gate.

Zwischendurch stellte ich Severin die Frage, ob wir am nächsten Tag die Chance hätten Oryx- und Giraffenantilopen anzutreffen. In den Reiseunterlagen von African Horizon waren diese Tierarten als auffindbar angepriesen. Severin verneinte meine Frage, diese Tiere gäbe es hier sicher nicht.

Auf der Piste zwischen dem Gate und der Fernstraße begegneten wir wiederum zahlreichen Schulkindern, die auf dem Heimweg waren. Deren Familien wohnten zumeist in einfachen, runden Lehmhütten, die etwas abseits der staubigen Schotterstraße standen. Der asphaltierten Fernstraße folgten wir weiter in Richtung Süden. Nach wenigen Kilometern gelangten wir zu dem Abzweig zur nächsten Lodge.





Diesmal war es eine reine Sandpiste. Kurz drauf kamen wir zu einem Kontrollpunkt. Im Pförtnerhäuschen stand ein sehr junger Wachmann. Als Schranke fungierte ein bereits mehrfach geflicktes Seilchen. Nach einer etwas längeren Diskussion zwischen dem Wachmann und Severin wurde das Seil gesenkt und wir durften einfahren. Unterwegs zur Lodge trafen wir auf einige Dikdiks. Diese kleinen Antilopen sind kaum größer als ein Feldhase und verhalten sich auch ähnlich. In ihrem zierlichen Gesicht haben sie zwei große tiefschwarze Augen, eine Nase, die an die einer Spitzmaus erinnert und auf dem Kopf zwei winzige, aber sehr spitze Hörnchen.

Die Maramboi Tented Lodge liegt direkt am östlichen Ufer des Manyara-Sees. Als wir dort eintrafen, war es bereits später Nachmittag. Zu unserer Überraschung wurden hier das Gepäck nicht über weite Strecken zu den Unterkünften getragen, sondern praktischerweise mit Sackkarren



transportiert und für die Gäste standen indische Tuk-Tuks mit Fahrer zur Verfügung. Wir verzichteten und gingen den Weg zu unserem festen Zelt zu Fuß. Die gesamte Lodge bestand aus fünfzehn strohgedeckte Häuser mit Zeltwänden und einer Terrasse. Die Gebäude waren unter Palmen aufgereiht und hatten einen sagenhaften Ausblick über den Manyarasee und bis hin zu der Gebirgskette am Rande des Ngorongoro Kraters. Zwischen der Terrasse und dem Ufer grasten in aller Ruhe Antilopen, Warzenschweine, Gnus und Zebras. Da bis zum Dinner noch einige Zeit war, beschloss ich eine Wanderung zwischen den Gnus hindurch und an den Warzenschweinen vorbei zum Seeufer zu unternehmen. Geräusche aus einem der dortigen Bäume zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Trotz aller Anstrengung war die Quelle des Zwitschern nicht auszumachen. Eine kleine Touristengruppe war ebenfalls unterwegs. Mit einem Massai-Fremdenführer erkundeten sie die hiesige Natur. Am Seeufer waren fleißige Helfer dabei die Vorbereitungen für ein Sundowner zu zweit zu treffen. Dieses romantische Arrangement hielt ich fotografisch fest, während die Sonne langsam hinter der Bergkette unterging. Wer immer auch diese Abendessen zu zweit gebucht hatte, die Sonne wartete nicht auf diese Gäste.



Als ich in unserem temporären Zuhause ankam, hatte sich Heike bereits für das Dinner fertiggemacht. Wir begaben uns zu der überdachten Terrasse in der Nähe des Poolbereichs, wo für uns ein Tisch reserviert und eingedeckt war. Im Kerzenlicht und Mondschein genossen wir diesen Abend nach einem langen Tag. Zahlreiche Fledermäuse flogen akrobatischen Flugmanöver und kamen uns dabei recht nah und die Zikaden musizierten in einer unbeschreiblichen Lautstärke dazu.

Für den heutigen Tag stand ein ganztägiger Besuch des Tarangire-Nationalparks auf dem Plan. Zuvor wurden wir jedoch von den Warzenschweinen geweckt, die zwischen den Zelten des Maramboi Tented Camps unterwegs waren. So aus dem tiefen Schlaf gerissen, hatten wir ausreichend Zeit für das Frühstück. Bereits bevor wir den Toyota bestiegen, erklärte ich unserem Fahrer Severin, dass wir unbedingt zu dem am Vortag entdeckten sterbenden Elefanten müssten. Sein Schicksal schien besiegelt. Im Park angekommen, steuerten wir direkt zu der Stelle, an der der Elefantenbulle gelegen hatte. Ich rechnete nun damit, dass wir dort auf zahlreiche Geier, Marabus, blutverschmierte Hyänen und wartende Schakale antreffen würden. Dort angekommen, trauten wir unseren Augen nicht. Das mächtige Tier war verschwunden. Mehrmals kontrollierten wir, ob wir tatsächlich an der besagten Stelle schauten, aber auch die Rückversicherung mit den Fotos vom Vortag bestätigte unsere Position. Wie immer es der Elefant bewältigt hatte, neue Kraft zu schöpfen, er hatte es geschafft, aus seiner wehrlosen Lage aufzustehen und sein Leben fortzusetzen.

Offensichtlich war heute Badetag bei den Gnus, zumindest stand eine ganze Gruppe der doch recht hässlichen Antilopen in einem der Wasserlöcher, an dem wir bei unserer Pirsch durch den Nationalpark vorbeikamen. In der letzten Regenzeit hatte das Wasser des namensgebenden Flusses eine der Brücken zerstört. Ein Bauunternehmen war



gerade dabei, ein neues Brückenbauwerk zu erstellen. Mit einem Caterpillar-Bagger wurden im Flussbett gearbeitet und am Ufer Stahlkörbe geflochten. Zur Sicherheit gab es einen mit Fernglas ausgestatteten Beobachter, der auf einem der Baustellencontainer Ausschau nach den hier möglicherweise anwesenden Raubtieren hielt.



Im Verlauf des weiteren Vormittags kam uns hauptsächlich Federvieh vor die Linse. Laut und melodisch singend, beispielsweise ein Flammenkopf-Bartvogel. Wie man von dessen Namen gut ableiten kann, hat dieser Specht einen rot-orangen Kopfschmuck. Während der Weißscheitelwürger in schlichtem Weiß und Grau daherkam. Auch einige Von-Der-Decken-Tokos waren gut zu beobachten. Diese Art gehört zu den kleineren Nashornvögeln und ist somit ein enger Verwandter des Zazu, dem ständigen Begleiter des Herrschers aus dem Musical „König der Löwen“. Schon oft hatten wir Dreifarben-Glanzstare zuvor gesehen. Diese prachtvollen Singvögel sind wirklich an jedem Rastplatz vorzufinden und sind dort geschickte Räuber an den Tischen der Touristen.

Mit einem noch imposanteren Federkleid war eine Gabelracke unterwegs. Ihr Gefieder war außerordentlich bunt gefärbt: Die Brust violett, der Bauch hellblau. Kopf und Nacken sind grün. Um den Oberschnabel und über den Augen zieht sich ein weißer Streifen. Das Gesicht ist rötlich, die Flügel eher bräunlich und deren Unterseite leuchtend blau.

Daneben gab es auch Raubvögel wie Wüstenbussarde, die man als Laie zunächst für Seeadler halten könnte. Diese Beutegreifer sind jedoch kleiner und haben keinen ausgeprägten Schwanz. Unverwechselbar hingegen sind die Geier, die es sich auf den unbelaubten Ästen eines Baobabs bequem gemacht hatten. Erstaunt waren wir, als wir ein Pärchen Sekretäre diesmal auf einem Baum und nicht auf dem Boden der Savanne entdeckten. Jedoch dauerte es nicht lange, und dann flogen die beiden hinunter in ihre Jagdgründe. Eben auf dieser Ebene war auch eine Gruppe Zebramangusten unterwegs, wuselig und immer mit der Nase schnuppernd auf der Suche nach etwas Essbarem. Die Impalas hingegen grasten in aller Ruhe. Feinde waren offensichtlich weder zu sehen noch zu wittern.

Natürlich trafen wir auch wieder auf eine Elefantenfamilie. Dass es den Dickhäutern hier in dem Park sehr gut ging, war an der Anzahl der Jungtiere und Halbwüchsigen zu erkennen. Eines der Jüngsten versuchte verzweifelt, sich mit einem Hinterbein am Bauch zu kratzen und hatte dabei Mühe, nicht umzufallen. Spaßig für uns und Severin, für den kleinen Elefanten eine echte Herausforderung. Um einiges jünger war ein zweites Jungtier. Sicherlich nur ein paar Tage alt, war es noch völlig von seiner Mutter und seinen Tanten abhängig. Zu seinem Schutz schirmten es alle Mitglieder der Herde möglichst blickdicht vom Umfeld ab, während es bei seiner Mutter trank.

Um unsere Lunchpakete zu verzehren, steuerte Severin einen ausgewiesenen Picknick-Platz auf einem Hügel an.

Die Rundumsicht verschaffte ein gewisses Gefühl von Sicherheit und tatsächlich waren außer einigen Strau­ßen keine weiteren wilden Tiere in Sichtweite.



Nach dem Essen trafen wir auf eine Herde Elenantilopen. Die gut zwanzig Tiere grasten ganz entspannt im Schatten einiger Bäume und ließen sich von unserer Anwesenheit nicht stören. Diese größte Antilopenart wäre für die hiesige Bevölkerung bestimmt eine gute Alternative zur Rinderhaltung, deren Milch wäre gehaltvoller, die Wildtiere

leicht zu domestizieren und genügsam, darüber hinaus wäre die Haltung schonender für die Bodenvegetation und letztlich wäre der Fleischertrag deutlich über dem der dünnen Rinder. Das, was im südlichen Afrika seit Jahrzehnten praktiziert wird, würde sicher auch hier funktionieren, aber Wildbret steht in Ostafrika weder in den Restaurants noch bei den Menschen zu Hause auf der Speisekarte.

Für eine Löwin, die mit ihren beiden Jungtieren unterwegs war, bestand, was die Versorgung der Familie anging, keine Frage. Heute ein Zebra und die Mäuler wären für einige Tage gestopft. So näherte sich die Jägerin mit wachem Blick einer Gruppe Zebras, während sich ihre Kinder im hohen Gras versteckt hielten. Unbemerkt schlich sich die Löwin immer näher an die gestreifte Beute heran. Auch wir konnten zeitweise nur raten, wo sich die Räuberin befand. Plötzlich sprang sie auf und beschleunigte mit ihren Muskelpaketen. Die Zebras waren völlig überrascht





und stoben auseinander. Mit viel Glück konnten alle Tiere entkommen und auch ein zweiter halbherziger Versuch der Löwin führte nicht zum erhofften Erfolg für sie und ihre Jungen. Die verschreckten Zebras sammelten sich umgehend wieder, denn in der Gruppe waren sie deutlich sicherer vor weiteren Angriffen.

Währenddessen kam ein Bauer auf seinem John-Deere-Traktor vorbei. Ihn interessierte das Schauspiel in keiner Weise, er konnte wahrscheinlich nur bedingt verstehen, dass sich Menschen vom anderen Ende der Welt hierher begeben, um fasziniert zuzuschauen, wie eine Löwin nichts fängt.



Für einen weiteren aufregenden Moment sorgte eine lange, schwarze Schlange, die direkt vor unserem Wagen die Piste kreuzte. Black Cobra, rief Severin, deren korrekter wissenschaftlicher deutscher Name wohl Afrikanische Speikobra ist. Erstaunlich unaufgeregt bemühte sie sich durch den Sand der Fahrbahn. Nach unserer Schätzung gut zwei Meter lang und vollkommen in einem metallisch glänzenden Schwarz, kam das Reptil daher. Selbst die Knopfaugen waren dunkelschwarz.

Das potenziell tödliche Gift der Kobras und damit auch das der Afrikanischen Speikobra ist ein vor allem postsynaptisch wirkendes Nerven- und Zellgift. Bisse führen ohne Gegenmaßnahmen zumeist zum Tod des Opfers. Bei der Speikobra kommt hinzu, dass sie ihr Gift, wie der Name schon vermuten lässt, ihren Gegnern in die Augen spuckt und so bei diesen eine dauerhafte Blindheit verursacht.

Erleichtert darüber, dass die Kobra uns nicht beim Mittagessen besucht hatte, machten wir uns auf den Weg zurück zur Lodge. Am Gate, an dem Severin die üblichen Formalitäten zu erledigen hatte, wurden wir Zeuge, wie eine der hier zahlreich vorkommenden Meerkatzen eines der dortigen Büros überfiel, um nach essbarer Beute zu suchen. Diese geschickten und flinken Affen lauern wirklich überall und nutzen jedwede Chance, etwas zu klauen.

Heute hieß es wieder, die Koffer zu packen und die Reise fortzusetzen. Ziel dieses Tages war ein Zwischenstopp am Rande des Ngorongoro-Kraters auf dem Weg in die berühmte Serengeti. Unsere Lodge, in der wir die letzten beiden Nächte verbracht hatten, lag direkt am Lake Manyara. Um zum gegenüberliegenden Ufer zu gelangen, wo sich der gleichnamige Nationalpark befand, fuhren wir mit Severin eine weite Strecke auf der asphaltierten Fernstraße in Richtung Süden. Nach circa 25 Kilometern erreichten wir den Abzweig zum südlichen Gate des besagten Parks. Die Nebenstraße war zwar nicht asphaltiert, jedoch gut zu befahren. Anhand der landwirtschaftlichen Nutzung war offensichtlich, dass die Mehrheit der Bevölkerung keine Massai waren. Der Ackerbau stand deutlich im Vordergrund, von Viehherden keine Spur mehr und die Felder gut bestellt. Severin erklärte uns, dass es sich bei der hier siedelnden Volksgruppe um Mitglieder des Stammes der Iraqw handele. Diese haben sich auf den Anbau von Reis, Gemüse und vor allem Linsen spezialisiert.





Heike hat bereits seit einigen Tagen angemerkt, dass es Zeit wäre, meinen Bart zu stutzen. Auf der Fahrt durch das Iraqw-Dorf Magara, welches sich an der Nebenstraße entlang zog, entdeckte ich die Reklame eines Friseurs und bat unseren Fahrer dort zu halten. Es bedurfte jedoch maximaler Überzeugungsarbeit, um Severin davon zu überzeugen, dass das der perfekte Barbier für mich wäre. Verzweifelt versuchte er mir klarzumachen, dass dieses Friseurgeschäft partout nicht für Touristen geeignet wäre. Letztlich konnte ich mich mit meinem Anliegen durchsetzen und betrat Ommys Hair Cut Salon. Ein junger Mann begrüßte mich herzlich und Severin übersetzte meine



Wünsche. An den Wänden des Raums hingen flächen-deckend Poster mit den angesagten Frisuren in Ostafrika und ein großer Spiegel. Aus einem Kofferradio klang afrikanische Musik in angenehmer Lautstärke.



Schnell hatte es sich herumgesprochen, dass ein Tourist beim hiesigen Friseur auf dem Stuhl saß. Der Salon besaß nur ein kleines Fenster und erhielt sein Tageslicht im Wesentlichen durch die offene Tür. Im Nu versammelte sich das halbe Dorf genau vor dieser Tür, um zu sehen, was mit dem Weißen dort passierte. Die Kinder johlten, die Frauen kicherten und die Männer diskutierten in einer mir völlig unbekannten Sprache. Währenddessen setzte der Barbier seine durchaus professionelle Haarschneidemaschine an, und nach einer erneuten Rückversicherung seinerseits war der Bart schnell ab.

Von der Fernstraße bis zum Gate des Nationalparks zogen sich die lediglich 25 Kilometer aufgrund der Straßenverhältnisse und des Zwischenhalts beim Friseursalon noch eine ganze Weile. Außer uns waren auf der schmalen Piste zahlreiche Verkehrsteilnehmer unterwegs, neben den beliebten Mopeds gab es Traktoren, Einachser und natürlich Esel, Kühe, Ziegen und Katzen, auf die man achten musste.



Die vereinzelt an der Straße errichteten Wohnhäuser waren oft noch unfertig oder es waren deren Fenster zugemauert. Dies war dann ein Zeichen, dass der Inhaber über eine längere Zeit in einer der größeren Städte sein Glück auf dem dortigen Arbeitsmarkt versucht. Eins hatten jedoch alle Gebäude gemein, bei der letzten Volkszählung hatte jedes Haus eine Hausnummer auf seine Fassade gesprüht bekommen. Vorbei kamen wir auch an einem Friedhof, ein eher seltener Anblick in dieser Region der Welt. Severin berichtete, dass hier ein Priester und seine Familie ihre Ruhestätte gefunden hätten. Der Missionar wurde wegen seines sozialen Engagements von den Einheimischen hochgeachtet und daher werden die Gräber auch heute noch gepflegt.



Nicht weit davon erreichten wir eine Kreuzung mit einem lichten Platz in dessen Mitte. Diese großzügige Lichtung nutzte ein junges Pärchen, um in sportlichen Trikots gekleidet akrobatische Kunststücke den vorbeikommenden Touristen zu präsentieren. Gekonnt und mit viel Witz wurde geturnt, getanzt und jongliert. Wenn mal was nicht so wie erhofft klappte, wurden die kleinen Missgeschicke spielerisch überspielt. Wir waren von dieser unerwarteten Abwechslung sehr positiv überrascht und dementsprechend wurde diese einfallsreiche Art des Broterwerbs von uns großzügig belohnt. Dass junge Menschen, denen sich in dieser Region der Welt nur wenige Zukunftsperspektiven bieten, auf eine solch innovative und Zuversicht ausstrahlenden Weise agieren, hat uns wirklich von Herzen gefreut.



Die Landschaft veränderte sich, je näher wir an die hoch aufragenden Wände des Grabenbruchs gelangten. Felsen türmen sich zu monumentalen Gebilden, die weithin sichtbar waren. Sie hinterließen bei uns den Eindruck, als hätte ein Riese dort Steinmännchen, wie man sie oft im Gebirge antrifft, gebaut. Die Linsfelder wichen einer dichten Urwaldvegetation. Ein letztes Mal galt es einen Traktor mit Anhänger zu passieren. Beladen mit zahllosen Plastik-Stapelstühlen, einem Generator, einer Musikanlage und einer ganzen Menge von Leuten war die Gesellschaft sicher auf dem Weg zu einer Familienfeier. Kurz darauf kamen wir zum Eingang des Nationalparks. Die Formalitäten kannten wir trotz Nuancen in der Abfertigung bereits. Ab hier begegneten uns ausschließlich Geländewagen mit Touristen. Auf der Piste, welche oft tiefe Spurrillen aufwies, durchquerten wir den am gleichnamigen See gelegenen Park von Süden nach Norden. Das Areal war lang und schmal. Einerseits begrenzt durch das Gewässer auf der östlichen Seite, zum anderen gegenüber durch die steil aufsteigenden Felswände des großen afrikanischen Grabenbruchs.

Ein prominenter historischer Trophäenjäger war der 1899 geborene amerikanische Schriftsteller Ernest Hemingway. Er jagte 1934 im Gebiet des heutigen Lake-Manyara-Nationalparks und publizierte im folgenden Jahr seine Jagdgeschichte in dem Buch „Green Hills of Africa“. Dass Hemingway genau diesen Titel wählte, war für uns gerade in der Trockenzeit, in der wir unterwegs waren, gut nachvollziehbar. Im Gegensatz zu den trockenen Savannen strotzte hier die Vegetation voller Vitalität in einem satten Grün. Das besondere Klima im Schatten der hochaufragenden Klippen liefert der Natur auf dem fruchtbaren Land ganzjährig die notwendige Feuchtigkeit zum Wachsen, Blühen und Gedeihen. Der See selbst ist jedoch relativ alkalisch und daher kommen nicht alle Pflanzen mit dem Wasser des Sees zurecht. Gerade im Uferbereich waren zahlreiche Bäume abgestorben und dienten nun den zahlreichen Vögeln als Beobachtungsplatz bei deren Jagd nach Fischen.

Manyara Nationalpark

Dass es hier viele Elefanten geben sollte, hatten wir gelesen, dass sie auch tatsächlich präsent waren, konnte man bereits aus der Entfernung riechen. Allerdings war es gar nicht einfach, die Dickhäuter zu Gesicht zu bekommen. Es ist schon erstaunlich, wie sich solch mächtige Tiere nur wenige Meter von der Straße entfernt im Dickicht förmlich unsichtbar machen können. Zwei junge Elefantenbullen, die gerade gegenseitig ihre Kräfte maßen und sich in einen heftigen Zweikampf befanden, hatten jedoch überhaupt kein Interesse daran unbemerkt zu bleiben. Es schien eher, als wollen sie alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Mit lautem Trompeten knallten sie ihre Dickschädel zusammen und versuchten sich gegenseitig wegzuschieben. Der Rest der Gruppe ignorierte die Halbstarke mit ihrer Kraftmeierei und erntete stattdessen lieber saftige Äste der mehr oder weniger dicken Bäume.

Auch auf der weiteren Strecke begegneten uns mehrfach Familienverbände dieser sensiblen Riesen. Während einige Jungtiere vor uns die Piste überquerten, wurde die gesamte Situation von der Matriarchin aufs genaueste beobachtet. Unsere Augen waren zunächst auf den drolligen Nachwuchs gerichtet und so merkte ich erst später, dass die riesige Leitkuh im Dickicht direkt neben unserem Wagen stand. Hätte sie ihren Rüssel ausgestreckt, hätte sie sicher meine Kamera klauen können.



Die Wegführung bot nur wenige Alternativen. Der Versuch, von der Hauptpiste abzuweichen, endete jedoch direkt am Flussufer, an dem das Gewässer den Weg überschwemmt hatte. Bei der Diskussion, ob wir nicht mit dem hochliegenden Geländewagen die Strecke von vielleicht hundert Meter durchwaten könnten, war die Mehrheit aus Severin und Heike gegen mich und so kehrten wir um. Auf der Hauptpiste erwartete und bereits eine gemischte Affenbande, welche mit viel Geschrei die Straße überquerte. Den Affen war offensichtlich bewusst, dass sie die Chefs im Urwald sind, und so ließen sie sich reichlich Zeit bei ihrem Unterfangen.



Ein nicht nur touristischer Anziehungspunkt inmitten des Manyara-Nationalparks ist die Maja Moto Hot Spring. Direkt am Ufer des Sees gelegen kann man dieses Naturschauspiel über eine Treppe gut erreichen. Wer jetzt Bilder aus Island oder von Yellowstone im Kopf hat, wird beim Anblick dieses Rinnials deutlich enttäuscht sein. Die Quelle liefert unspektakulär 70°-80° heißes Wasser, welches gerade so reicht ein Hühnerei zu kochen. Auch ist diese Wasserader nicht besonders ergiebig. Für die Menschen hier hat sie jedoch hohen symbolischen Wert und ihr wird eine besondere Heilkraft zugesprochen.



Nochmals trafen wir auf verschiedene Affenherden, darunter auch einige Meerkatzen, die sich gerne mit anderen Affenarten vergesellschaften. Vom nördlichen Gate aus, an dem wir den Park verließen, ging die Fahrt weiter in Richtung der Escarpment Luxury Lodge. Wir waren aufgrund des Namens der Unterkunft darauf gespannt, was uns erwarten würde. Zunächst ging es über eine asphaltierte Straße aus dem Tal nach oben auf die Anhöhen, welche die westliche Begrenzung des afrikanischen Grabenbruchs bedeuten. Nachdem wir deutlich an Höhe gewonnen hatten, verließen wir die Fahrbahn, um über eine Piste die letzten Kilometer zurückzulegen. Die Lodge lag tatsächlich an der vordersten Kante dieses Gebirges und bot einen tollen Blick über den Manyara-See, auch wenn es am späten Nachmittag bereits ziemlich diesig wurde. Für den wunderbar gelegenen Pool war es bei weitem zu kühl und so nutzen wir lieber die freistehende Badewanne in unserm luxuriösen Zimmer. Nach der Unterbringung in Zelten war das nun Luxus pur, wie es der Name der Lodge erahnen ließ.





Zum Sonnenuntergang wurden wir zu einem Lagerfeuer gebeten, an dem einige Massai sangen und traditionelle Tänze vorführten. Natürlich wurden wir dann auch aufgefordert, uns mit in die Reihen der Tänzerinnen und Tänzer zu gesellen und uns zu den ungewohnten afrikanischen Rhythmen zu bewegen.



Nach der Nacht im bequemen Himmelbett und einem überaus leckeren Frühstück ging unserer Reise weiter. Der Tag sollte uns zu einem der Kindheitsträume führen, in die sagenumwobene Serengeti. Doch bevor wir uns auf den Weg dorthin machten, bat ich Severin um einen Zwischenstopp in einem nahegelegenen Dorf. Nach der luxuriösen Nacht in der wahrlich nur für zahlungskräftige Touristen bezahlbaren Unterkunft hatte ich den Wunsch wieder etwas geerdet zu werden. Severin hatte sich zwischenzeitlich daran gewöhnt, dass unsere Wünsche oft nicht denen der Mehrzahl der Afrikareisenden entsprachen. Daher äußerte er nur kurz seine Bedenken und hielt dann wie gewünscht an der zentralen Kreuzung des nächsten Dorfs.

So früh morgens waren wenige Menschen unterwegs. Die Händler öffneten gerade ihre Geschäfte. Nur in einem der Obst- und Gemüseläden lagen bereits die frischen Waren ordentlich drapiert zum Verkauf bereit. Die Bewohner des

Dorfes, die jetzt schon unterwegs waren, beschäftigten sich damit, Wasser zu besorgen. Auf Ihren Fahrrädern, auf Handkarren oder auf dem Kopf der Frauen hatten sie die uns inzwischen bekannten gelben Kanister dabei. Erst jetzt war mir richtig bewusst geworden, dass es immer die Frauen sind, die jegliche Ware geschickt auf ihrem Haupt trugen, die Herren der Schöpfung aber zumeist ein technisches Hilfsmittel benötigten. Eine spätere Recherche im Internet ergab dazu auch nur die Feststellung, dass es so ist und die Frauen über die Jahrhunderte eine besondere Gangtechnik erlernt haben und dadurch bis zu 20 % ihres Körpergewichtes problemlos und ohne hohen Energieaufwand auf ihrem Kopf balancieren können. Grazil und anmutig schritten die beladenen Frauen durch die staubigen Straßen des Dorfs und dabei schienen die Lasten förmlich über ihren Köpfen zu schweben.



Meine Anwesenheit erregte eine gewisse Aufmerksamkeit. Ein Händler sah seine Chance gekommen und eilte zu mir, um mich zu seinem Antiquitätenladen zu bitten. In einem kleinen Bretterschlag hatte er zahlreiche Holzmasken und andere Schnitzereien ausgelegt. Die Exponate waren in einem erbärmlichen Zustand. Ob diese

tatsächlich sehr viele Jahre hinter sich hatten oder ob sie geschickt gealtert wurden, war nicht zu ermitteln. Dankend lehnte ich die Verkaufsangebote ab und setzte meinen Spaziergang durchs Dorf fort. Vereinzelt gab es tatsächlich kurze Dialoge mit Passanten, aber aufgrund des eingeschränkten Wortschatzes auf beiderseits blieb es jedoch beim oberflächlichen Austausch von Plattitüden.

Um zur Serengeti zu gelangen, ist es unumgänglich, die Strecke über den Rand des nicht weniger berühmten Ngongoro-Kraters zu nehmen. Somit führte auch unser Weg durch das gleichnamige Schutzgebiet. Dorthin hatten wir wieder eine gut ausgebaute Straße, die weiterhin bergauf ging. Am Eingangsgate stauten sich zahlreiche Fahrzeuge. Auch wir reihten uns in die Schlange der Warten-



den ein. Direkt neben uns parkte ein Geländewagen einer Privatschule. Es war wohl eine komplette Schulklasse, die sich eng gedrängt auf einem Ausflug in den Nationalpark befand. Während die Fahrer sich um die Einfahrtgenehmigung kümmerten, mussten wir beobachten, wie eine europäische Touristin mit Süßigkeiten zu dem Kleinbus kam, um dann die Schüler durch die halb geöffneten Fenster zu „füttern“. Sicher gut gemeint, aber ein eher herabwürdigendes Schauspiel.

Mehr und mehr wurden wir von dichten Wolken umhüllt. Dies änderte sich auch nicht, als wir auf über 3.000 m den Kraterrand erreichten. Trotz allem hielten wir an der Aussichtsplattform an, um dann festzustellen, dass es keine Aussicht gab. Nicht weit davon entfernt, an dem Grab von Michael und Bernhard Grzimek reichte es auch nur für ein Foto des Gedenksteins im Schleier der Wolken.

Weiter in dichtem Dunst gehüllt ging es nun vom Kraterand runter in die Ebene der Serengeti. Irgendwann rissen auch die Wolken auf und gaben uns den Blick frei auf die sich wandelnde Vegetation. Es dauerte nicht lange und die ersten Giraffen wurden in der Entfernung sichtbar. Als wir näherkommen, sahen wir, dass sie hochgewachsenen Tiere nur mit Mühe die Blätter der kleinen, dornenreichen Büsche erreichen können. Als Nahrungskonkurrenten treten hier außerhalb der Schutzgebiete im Besonderen Ziegen auf. Wenig später stießen wir auf Hirten mit ihren Ziegenherden, welche zur weiteren Vermarktung und Verwertung auf einen dort wartenden Lastwagen verladen wurden. Am nahegelegenen Straßenrand boten Massai-Frauen den Durchreisenden Getränke in Plastikflaschen an. Dabei würde es sich um Wundertränke handeln, klärt uns Severin auf.





Noch vor Mittag erreichten wir die Einfahrt in den Serengeti-Nationalpark. Das dazugehörige Gate lag jedoch einige Kilometer entfernt vor uns. Neben dem Einfahrtsschild zur Serengeti wies ein als übergroßer Schädel eines Humanoiden gestalteten Denkmals auf die hier in der Nähe entdeckten Spuren der ersten Menschen hin. In der Olduvaischlucht fand 1959 das Forscherehepaar Leakey die versteinerten sterblichen Überreste eines vor etwa 1,75 Millionen Jahren lebende „Ur-Mensch“. Daher wird diese Region der Welt oft als Wiege der Menschheit bezeichnet. Auf zahlreichen Informationstafeln gab es die dazu passenden Informationen. Die meisten Touristen zog es jedoch eher zu den sanitären Anlagen und so bildeten sich dort besonders bei den Damen lange Schlangen.



Die Serengeti

Was mir zum vermehrten Male auffiel, war die Verwendung von Unmengen von Klosteinen. So waren auch hier die Urinale zur Hälfte mit diesen Sauberkeit vortäuschenden Artikeln gefüllt. Bereits der Geruch, der einem an der Toilettentür entgegenkam, erinnerte mich unweigerlich an die Sanitäranlagen von gutbürgerlichen Gaststätten im Deutschland der 1970ern. Dass mir dies in dieser Ausprä-

gung in den letzten Jahren so nicht mehr begegnete, lag vielleicht daran, dass es diese Art von Restaurants kaum noch gab, die Gastronomen erkannt haben, dass mehr Klosteine nicht mehr Sauberkeit bedeutet oder wir seltener in entsprechenden Lokalisationen essen gehen. Manchmal wundere ich mich selbst über die Gedanken, die mir durch den Kopf huschen, wenn ich auf meine Frau warten muss, weil die Damentoilette überfüllt ist.

Von hier an war die Piste in einem wirklich schlechten Zustand. Zwar waren Reparaturen offensichtlich im Gang, aber das erkannte man nur an den Erdhügeln, die scheinbar wahllos auf die Fahrbahn geschüttet wurden, um später einmal damit die fortwährend existierenden Schlaglöcher aufzufüllen. Unterwegs trafen wir dann auch mehrmals auf Opfer der Kombination aus tiefen Schlaglöchern und halsbrecherischem Fahrstil. So kamen wir an einige wegen Achsbruch zurückgelassenen Geländewagen vorbei. Severin meisterte die Strecke mit der notwendigen Umsicht und Gelassenheit.

Mittagspause machten wir dann am Naabi Hill Gate. Hier hielten alle Touren, um die Parkgebühren zu entrichten, was locker 1 Stunde Wartezeit bedeutete. Das Gate war recht neu gebaut und verfügte über eine moderne Anlage mit automatischen Schranken und Nummernschilderkennung. Leider war diese, wie bereits an ähnlichen Checkpoints zuvor ohne Funktion. So fuhr Severin auf einem zwischenzeitlich von zahlreichen Fahrzeugen in die Wildnis gebahnten Weg um das Gate herum, um dahinter zu parken. Für uns hatte er Lunchpakete eingepackt und am Kiosk konnte sich Heike sogar einen frisch gebrühten Kaffee holen. Sobald wir die Papiertüten mit den Sandwiches, Obst und Saft öffneten, bekamen wir Besuch von recht frechen Vögeln. Überwiegend waren es Glanzstare, die versuchten, etwas vom Tisch zu stibitzen. Geschickt und zielstrebig gelang es diesen wundervollen Vögeln, ihren Teil vom Lunch zu ergattern. Bemerkenswert waren auch

die Touristen, die offensichtlich etwas höherpreisig unterwegs waren. In Weidenkoffern waren Thermosgefäße mit ganzen Mehrgänge-Menüs verstaut. Dazu gab es Porzellangeschirr und Wein in Kristallgläsern. Aber deren Servicepersonal jagte die Vögel mit dem glänzenden Gefieder weg, während wir es genossen, dass diese nach einiger Eingewöhnung uns aus der Hand fraßen.

Am Nachmittag erblickten wir dann in der weiten Savanne die erste Löwin, einige Topis und Elefanten. Endlich hatten wir die schlechte Piste und das öde Grasland hinter uns gelassen und konnten das genießen, was uns die Grzimeks vor Jahrzehnten in unsere Wohnzimmer gebracht hatten.



Ein besonderes Schauspiel bot sich uns und noch einigen anderen Touristen am Rande einer Furt. Dort trafen wir auf eine Löwenmutter mit fünf Kätzchen. Die Löwin strich um die Geländewagen mit den begeisterten Touristen ohne Scheu oder Aggression und verließ zu unserer Überraschung ihren Nachwuchs, um in einiger Entfernung sitzend auf einem Termitenhügel nach Beute Ausschau zu halten. Währenddessen trollten die Kleinen spielend durch das Savannengras. Man hätte hunderte von Fotos machen können, eins putziger wie das andere, aber wir gönnten uns auch etwas Zeit, die Kameras zu Seite zu legen, um einfach diese wunderbare Situation zu genießen.

Auf unseren Reisen hatten wir schnell gelernt, dass da, wo sich Geländewagen ansammeln, zumeist Raubtiere anzutreffen sind. Auch jetzt sahen wir vier Land Cruiser beieinanderstehen und so lenkte Severin unser Auto an die entsprechende Stelle. Dass es sich nicht um die Sichtung eines fotogenen Tieres handelte, wurde uns schnell klar, als wir die geöffnete Motorhaube eines der Wagen erkannten. Für die Fahrer hier ist es eine Selbstverständlichkeit, sich im Falle von Pannen gegenseitig zu helfen. Es standen bereits vier Fahrer um den geöffneten Motorraum und unser Severin gesellte sich dazu. In mir machte sich die Neugierde breit und so begab ich mich auch auf den Weg zu dem havarierten Wagen. Der Schaden war sehr offensichtlich. Das Stromkabel, welches im Normalfall die Spannung zur Einspritzpumpe leitet, war aufgrund eines Kurzschlusses völlig verschmort und das dadurch spröde Kupfer war gebrochen. Die Leitung zerbröselte einem förmlich in den Händen. Bei genauerer Betrachtung wurde klar, dass dieses Kabel bereits mehrfach an dem Anschlusspunkt notdürftig gelötet wurde. Durch die Erschütterungen auf den holprigen Pisten lösten sich diese instabilen Verbindungen wohl immer wieder und es kam dadurch zu den vernichtenden Kurzschlüssen. Auch dies-





mal hatte der Fahrer sein Lötwerkzeug ausgepackt und versucht den Schaden zu beheben. Aber das ausgeglühte Kupfer hatte jegliche Flexibilität verloren und ließ sich partout nicht mehr bearbeiten. Mir war schnell bewusst, dass diese Reparaturversuche zum Scheitern verurteilt waren. So holte ich mein Multitool aus meinem Koffer und löste zuerst die Anschlussschraube, an der noch der Lötzinnklumpen der vorangegangenen Reparaturen hing. Von dem um den ausgeglühten Teil gekürzte Kabel entfernte ich aus 3 cm die Isolation und formte daraus eine Öse, die über die Anschlussschraube der Einspritzpumpe passte. Während ich am Montieren war, startete der Fahrer den Wagen. Natürlich war ich bei weitem noch nicht fertig und so funkte es wieder und ein weiterer Teil des Kabels war dahin. Nachdem ich Severin erklärte, dass der Fahrer erst starten darf, wenn ich ihm dazu auffordere und er dies in ein Kauderwelsch aus Englisch und Suaheli übersetzte, klappte der nächste Versuch. Der Motor lief, als wäre nie etwas gewesen. Die französischen Touristen, die mir genau wie die Fahrer der anderen Wagen zusahen, bedankten sich und waren sehr froh darüber, nun ihre Reise fortsetzen zu können.

Erstaunlich war die hohe Anzahl an Löwen, die wir hier antrafen. Darunter auch ein prächtiges Männchen mit Mähne. Immer mussten wir Flussläufe durchfahren, die

die Savanne in Richtung des Victoriasees durchziehen. In diesen tummelten sich, wie fast in jedem Gewässer Afrikas zahlreiche Nilpferde und an deren Ufern sonnten sich Krokodile. Auf dem Weg zur Lodge kamen wir nochmals an der Löwin mit ihren fünf Kätzchen vorbei. Natürlich war das ein guter Grund, eine Pause einzulegen.

Eine weitere Ansammlung von Fahrzeugen ließ eine besondere Tiersichtung erwarten und so fuhr auch Severin zügig zu dem Gebüsch um das sich die Geländewagen aufgereiht hatten. Diesmal war es keine Raubkatze, sondern eine stattliche Python, die sich in der Mitte einer kleinen Hecke zusammengerollt hatte. Viel war von dem Reptil jedoch nicht zu sehen.

Immer weiter nach Norden in Richtung der kenianischen Grenze, also in Richtung der Masai Mara die wir Tage zuvor besucht hatten, führte unsere Route. Die Landschaft änderte sich kaum, jedoch waren weite Flächen der Savanne Opfer eines Vegetationsbrandes geworden. Auf den vom Feuer schwarzen Böden gab es trotz der für uns scheinbar lebensfeindlichen Umwelt etliche Antilopen und Zebras, die hier die mineralstoffhaltige Asche aufnehmen. Bereits in wenigen Tagen werden die Pflanzen in frischem, sattem Grün sprießen.







Die Sonne neigte sich inzwischen dem Horizont entgegen und drohte hinter einem mächtigen, sich aus der Landschaft deutlich abhebenden Gebirgsrücken zu verschwinden. Dementsprechend zügig waren wir unterwegs. Um unsere Unterkunft für die nächsten zwei Nächte zu erreichen, mussten wir noch den Nyabogati-River überqueren. Je nach Fahrzeug standen zwei Brücken und eine Furt zur Verfügung. Die Furt war sicher nur bei weitgehender Trockenheit und von Lastwagen nutzbar. Die ältere der beiden Brücken schien auch nicht geeignet, sodass Severin sich für die beste der drei Lösungen entschied. Von der Brücke aus entdeckten wir einige Meter flussaufwärts zahlreiche Geier und Marabus, die sich um einen mächtigen Kadaver versammelt hatten. Im Flussbett zwischen riesigen rund geschliffenen Steinen lag ein toter Elefant. So ziemlich alle Äste der in der Nähe stehenden Bäume waren mit Geier belegt. Just in den Moment, als wir anhielten, um den Aasfressern bei ihrem Mahl zuzuschauen, betrat der König der Savanne die Bühne. Ohne Hast aber mit der entsprechenden Ausstrahlung machte sie allen Anwesenden

klar, wer hier Anspruch auf das tote Tier hat. In Windeseile suchten die Geier und Marabus das Weite und besetzten die letzten Logenplätze auf den Bäumen. Wir mussten jedoch weiter und konnten nicht länger verweilen. Wir waren schon darauf gespannt, was uns an eben dieser Stelle am nächsten Morgen erwarten würde.

Die Strecke bis zur Baobab Serengeti Tented Lodge führte über die Hauptverbindungspiste weiterhin durch verbrannte Landschaft. Erst für die letzten dreihundert Meter mussten wir diese verlassen. Die Sonne war inzwischen untergegangen und vor den Zelten der Lodge loderte ein Lagerfeuer. Nicht weit von den Unterkünften floss der Orangi-River, der wie alle Gewässer allerlei Tiere anzog. Natürlich gab es auch hier die Ansage, dass man während der Dunkelheit sich nur mit Begleitung im Camp bewegen durfte. Bis wir unser Zelt bezogen hatte, war das Lagerfeuer hinuntergebrannt und wir konnten zum Diner auf der Terrasse des Hauptzeltes kommen. Es war wieder ein Tag mit so vielen Eindrücken, die wir bald nach dem Essen mit ins Bett nahmen.



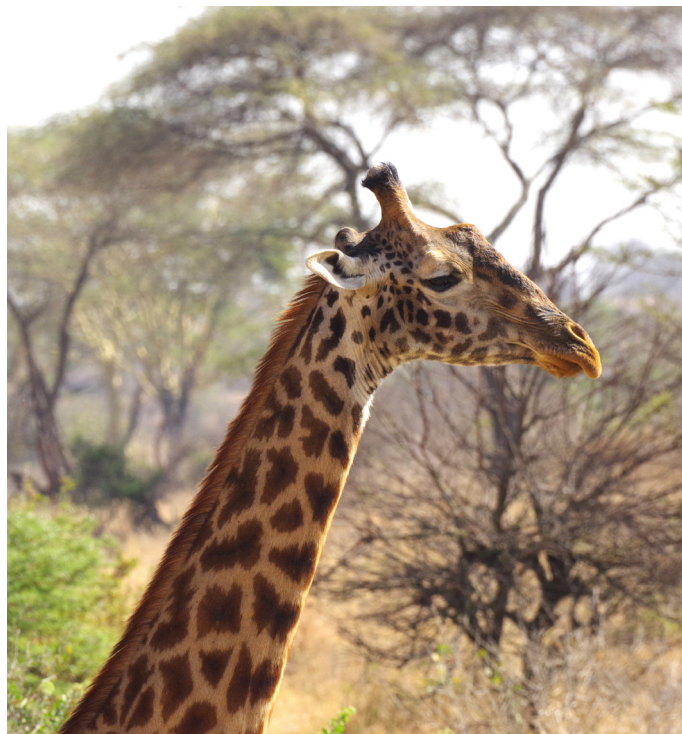


Nach einer Nacht voller Urwaldgeräusche starteten wir noch vor dem Sonnenaufgang mit einem Frühstück auf der Terrasse des Hauptzeltes. In der Entfernung grasten Antilopen und Zebras auf den von Vegetationsbränden größtenteils schwarz gefärbten Flächen. Dazwischen lagen aber eben auch Bereiche, die vom Feuer verschont geblieben waren. Da sich die Flammen der Savannenbrände nur recht langsam vorwärtsbewegen, haben viele Insekten und Kleinsäuger ausreichend Zeit, sich in solche sicheren Zonen zu retten. Die Sicherheit ist jedoch trügerisch, denn dort sind sie leichte Beute für Beutegreifer Sekretäre und Adler. So sahen wir, wie Würgeadler auf Bäumen Ausschau nach einem Frühstückshappen hielten und Sekretäre eben durch solche Grasinseln schritten.

Unser erste Haltepunkt an diesem Morgen war natürlich die Brücke, von der aus wir den Elefantenkadaver am Vortag gesichtet hatten. Nach wie vor lag der tote Dickhäuter im Flussbett und wieder waren Geier und Marabus um ihn versammelt. Kaum hatten wir den Wagen an einem Punkt mit guter Aussicht abgestellt und begannen, die zahlreichen Aasfresser zu zählen, betrat die Löwin wie bestellt die Bühne, ihre Bühne. Dementsprechend verzogen sich die gierigen Vögel auf die umliegenden Bäume. Die Löwin hingegen legte sich ganz entspannt und souverän neben den Kadaver. Jeglicher Versuch einiger Geier, sich dem Elefanten zu nähern, wurde mit einem kurzen Aufblicken der Chefin beantwortet und dies reichte bereits aus, den heran hüpfenden Vögeln jeglichen Mut zu nehmen. Im Rückwärtsgang und mit gespreizten Flügeln zogen die sich umgehend in einige Entfernung zurück.

Das totale Gegenteil zu den doch eher hässlichen Aasfressern waren die Mitglieder einer Giraffengruppe, die anmutig im hohen dünnen Gras zwischen Akazien daher stolzierten. Dabei hielten sie jedoch immer Ausschau nach potenziellen Angreifern und tatsächlich trafen wir wenig später auf zwei Löwen, die sich im Schatten einer

der Bäume von der Nacht erholten. Nach Jagdfieber sahen die beiden bei Weitem nicht aus. Das erkannte wohl auch ein Elefant, der unbesorgt in einiger Entfernung wohl auf dem Weg zum nahe gelegenen Fluss war.



An einem Wasserloch trafen wir auf ein mächtiges Krokodil, welches dabei war, in der Morgensonne seinen Körper auf Betriebstemperatur zu bringen. Völlig regungslos lag es am Rand des Gewässers und war den Impalas, die dort tranken, gar nicht aufgefallen. Stattdessen hatten zwei männliche Antilopen ausschließlich Interesse an der Eroberung der anwesenden Weibchen. Dazu war es unumgänglich zu klären, wer denn der Stärkere ist und so entbrannte ein heftiges Gefecht zwischen den beiden mit ihren spitzen und durchaus gefährlichen Hörnern. Sicher wäre eine der Antilopen ein leichtes Opfer der Panzer-



echse geworden, aber wie gesagt, als wechselwarmes Geschöpf war sie noch nicht einsatzbereit. Außerdem sah sie nicht so aus, als benötige sie umgehend etwas fressbares.

Eine Gruppe von sieben Löwen kann sicher jederzeit etwas dergleichen zum Fressen gebrauchen. Zwei Weibchen und fünf fast ausgewachsenen Jungtieren begegneten wir anschließend. Die Löwendichte hier in der Serengeti ist bemerkenswert und so wunderten wir uns nicht, als wir nicht viel später auf ein einzelnes Junges trafen, welches sich hinter einem umgestürzten Baumstamm versteckte, aber voller Neugierde immer mal wieder hervorguckte. Es war wirklich der Tag der Löwen. Noch bevor wir eine der zahlreichen Thomson-Gazelle vor die Linse bekamen oder eines der weithin sichtbaren Zebras, waren es zwei Löwenschwestern, die sich fotogen in Pose brachten. Man konnte tatsächlich meinen, dass diese kraftvollen Raubtiere genau wissen, was die Touristen sich von ihnen wünschen.

Weiter brachte uns Severin zu der Furt, an der wir bereits tags zuvor zweimal die Löwenmutter mit den fünf jungen Kätzchen beobachtet hatten. Diesmal streunten die Jungen in einiger Entfernung durch das hohe Gras. Ihre Mutter hingegen war absolut nicht zu entdecken und womöglich auf der Jagd. So kleine Löwen benötigen sicher reichlich nährstoffreiche Milch. Eine echte Abwechslung brachte dann die Sichtung von einem Leoparden, der es sich auf einem Ast in direkter Nähe zur Piste gemütlich gemacht hatte. Erst ein Blick durch das Teleobjektiv ließ erkennen, dass sich noch ein zweiter eleganter Pelzträger etwas weiter unten auf dem Baum befand. Offensichtlich handelte es sich dabei um das fast aufgewachsene Kind der Leopardin. Die Nähe unseres und weiterer dazukommenden Geländewagen schien den Leoparden nicht zu gefallen und so stiegen beide einige Etagen höher im besagten Baum.



Während Topis und Thomson-Gazellen dabei waren, auf dem abgebrannten Land über die Asche Mineralstoffe aufzunehmen, machten Perlhühner das, was sie eigentlich immer tun, wild und kopflos durch die Gegend rennen.

Abermals versammelten sich einige Geländewagen um einen Toyota Landcruiser, der mit technischen Problemen liegen geblieben war. Wieder war es die Elektrik rund um die Einspritzpumpe, die deren Funktion eingestellt hatte. Severin blickte mich kurz an und ohne etwas zu sagen war seine Aufforderung an mich klar. Mit meinem Werkzeug bewaffnet machte ich mich auf den Weg zum havarierten Wagen. Aufgrund der Erfahrungen der letzten Tage war die Ursache schnell erkannt und der Fehler rasch behoben. Und wieder waren es Franzosen, die von der Panne heimgesucht wurden. Im Nachhinein wurde mir erst bewusst, dass ich mich nicht mit einem einzigen Blick davon überzeugt hatte, dass kein Löwe oder Leopard herumstreifte.



Auf der weiteren Suche nach lohnenswerten Fotomotiven quert direkt vor unserem Toyota eine Hyäne die Fahrbahn. Das Tier lies sich von unserer Anwesenheit nicht stören und wanderte unbeirrt weiter. Ab und an drehte sie ihren Kopf, um zu sehen, ob wir ihr folgten. Mit der einer Hyäne typischen Körperhaltung, dem großen Schädel mit sabbertem, aber unendlich kraftvollen Maul und ihrem unattraktiven, grau getüpfelten Fell war sie wirklich keine Schönheit. Als sie dann auch noch über die rußige, schwarze Savanne lief, war das schon ein apokalyptischer Anblick. Gesucht hatten wir zwar keine hässliche Hyäne, aber trotzdem war sie auf ihre eigene Weise fotogen.



Die an sich flache Savannenlandschaft der Serengeti wird durch vereinzelte Felsgruppen unterbrochen. Natürlich waren es solche Formationen, die wir nach Tieren absuchten. Ein besonderes Augenmerk galt dabei Leoparden. Zuerst waren es jedoch rote Eidechsen, die sich auf den Felsen sonnten. Nach zahlreichen erfolglosen Umrundungen solcher Felshaufen wurden wir tatsächlich fündig. Unter einem Baum zwischen zwei Felsen blickte uns etwas versteckt ein Leopard an. Mit seinen wachen Augen fixierte er die Touristen aus sicherer Entfernung. Offensichtlich fand er sich in seinem Mittagsschlaf gestört und hoffte darauf, dass sich die Störenfriede bald wieder entfernten. Denn Touristen sind für Prädatoren sowohl beim Mittagsschläpfchen als auch bei der Jagd mehr als störend.



Nicht nur bei dem Leoparden, sondern ebenfalls bei uns war es Zeit für eine Mittagspause. Severin steuerte daher den Seronera Air Strip an. Dieses Flugfeld liegt in direkter Nähe zum Serengeti-Informationszentrum. Genau dort hatte unser Fahrer für uns die Mittagspause geplant. Schnell stellten wir fest, dass es in diesem Informationszentrum einen gut bestückten Kiosk gab und wir neben unserer Lunchbox auch noch gekühlte Getränke erwerben konnten. Während wir im Schatten eines Baums unser Mahl einnahmen, kam ein junger Mann zu uns und bot an, für ein überschaubares Salär uns durch die Ausstellung zu führen. Bei solchen Angeboten sind wir immer zurückhaltend, aber nach Rückfrage bei Severin sagten wir zu. Der noch jugendliche Adam machte seinen Job wirklich sehr gewissenhaft und brillierte mit reichlich Fachwissen. Bevor wir jedoch über einige Treppen einen Aussichtspunkt erreichten, der den Blick über die umgebende Savanne öffnete, trafen wir auf zahlreiche Klippschliefer. Diese possierlichen Tiere bevorzugten felsiges Gelände, sind aber auch gute Kletterer. Dementsprechend beobachteten uns einige der an Meerschweinchen erinnernden Fellknäule von den Ästen über uns. Entgegen der Einschätzung der meisten Menschen gehören diese Tiere nicht zu den Nagetieren, sondern bilden eine eigene Ordnung, die am ehesten mit den Elefanten verwandt ist.

Besonders gut gemacht waren die dort aufgestellten Informationstafeln. Ins Auge fiel uns die gekonnte und amüsante Darstellung der vielfältigen Aufgaben der Parkranger. Lustig illustriert wurde dort gezeigt, was diese Helfer, Hüter und Aufpasser alles zu leisten haben. Dabei wurden die Jagd auf Wilderer ebenso thematisiert wie die Schulung der hiesigen Bevölkerung, die Vermittlung bei Konflikten zwischen Tieren und Menschen, die Verhinderung von illegalen Bauten im Schutzgebiet oder eine Eindämmung von Tierseuchen. Das Ganze ohne erhobene Zeigefinger, sondern mit total lustigen Comics.

Weiterhin gab es im Laufe des Rundweges detaillierte Info-
tafeln über die hiesigen Ethnien. Bei uns in Europa sub-
sumieren wir die gesamte Bevölkerung unter dem Begriff
Massai. Selbst in dem berühmten Buch „Die weiße Mas-
sai“ wird diese Verallgemeinerung verwandt, obwohl es
sich bei ihrem Mann um einen Samburo-Krieger handelte.

Hier in der Region um den Ngorongoro-Krater leben, so erfuhren wir es im Informationszentrum, im Wesentlichen Menschen der kleinen Volksgruppe der Hadzabe, welche als Nomaden die Savannen durchwandern, die große Gruppe der Sukuma, die sesshaft Viehzucht und Acker-



bau betreiben, die Iraqw, die als Farmer das Land in der Nähe des Manyarasees bewirtschaften, sowie die Kuria, die ebenfalls als Bauern ihren Lebensunterhalt etwas weiter nördlich bestreiten. Letztlich wurden auch die Massai vorgestellt. Diese größte Ethnie im Süden Kenias und dem Norden von Tansania lebt ausschließlich von der Tierzucht. Kühe und Ziegen stellen die einzige Nahrungsquelle der Massai dar. Im späteren Verlauf unserer Reise war auch ein Besuch eines Massai-Dorfs vorgesehen.



Gut informiert, gesättigt und etwas ausgeruht galt es nun den Nachmittag noch einmal im Geländewagen auf Safari zu gehen. Wie kaum anders zu erwarten, war es wieder ein Löwe, der unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Rund um dieses Exemplar hatten sich schnell sechs Fahrzeuge angesammelt. Das Löwenmännchen war in dem Alter, in dem sich nach und nach die Mähne ausbildet. Die Haare des bei weitem noch nicht imposant aussehenden Zeichens seiner Stärke bildeten bisher nur einen schmalen Kopfschmuck. Dieser erinnerte unweigerlich an einen bei den Punks der 1980er-Jahren beliebten Irokesenschnitt. Gemächlich begab er sich in den Schatten eines vor uns haltenden Land Cruisers und legte sich bedächtig direkt neben das Fahrzeug, sodass sogar sein Schwanz unter das Auto ragte. Als nach einiger Zeit die Touristen weiterfahren wollten, hatte deren Fahrer reichlich Mühe, den Wagen so zu manövrieren, dass er nicht über das Hinterteil fuhr. Kaum war das Fahrzeug weg, erhob sich der Löwe, um beim nächsten Auto Schatten zu suchen.



Auch am folgenden Wasserloch waren es zwei Könige der Savanne, die sich den Platz ausgesucht hatten, um ein Nickerchen zu machen. Deren Verhalten führte dazu, dass sich kein anderes Tier an die Tränke wagte. Lediglich ein paar Warzenschweine trauten sich auf der gegenüberliegenden Seite des Gewässers im Schlamm zu suhlen. Als



wir uns auf den Weg zu unserem Camp machten, sahen wir, dass nun auch ein Elefant das erfrischende Wasser anstrebte. Neben den Warzenschweinen, die sich aus mangelnder Intelligenz in die Nähe der Raubtiere trauten, sind es natürlich die Dickhäuter, die sich kaum von einem Bad im Wasser abhalten lassen. Nochmals trafen wir auf eine Löwin mit zwei Halbstarken, jedoch ohne diesen eine besondere Beachtung zu schenken. Unser Bedarf an Löwen hatten wir längst gedeckt, zumal wir wussten, dass wir auf der letzten Brücke sicher noch die Löwin am Elefantenkadaver antreffen würden. Wie vermutet war es dann auch. Der Kadaver war inzwischen stark zusammengefallen, aber die Löwin bewachte ihre Beute weiterhin und überließ den Aasfressern noch nichts von dem reichhaltigen Mahl. Vor uns lag nun unsere letzte Nacht in der Serengeti.





Unser Schlaf wurde immer wieder durch Tiergeräusche unterbrochen. Die dünnen Zeltwände boten der Geräuschkulisse kaum Widerstand. Trotzdem fühlten wir uns im Zelt sehr sicher. Als wir uns dann am frühen Morgen auf den Weg zum Frühstück machten, entdeckte ich zahlreiche Spuren im Sand des Gehwegs. Die meisten davon von Wander- und Sportschuhen oder Flip-Flops, aber auch die eindeutig zu bestimmenden Abdrücke von Antilopen und von Katzen, zunächst von kleinen Katzen aber dann auch welche von großen Prädatoren. Handflächengroß und somit womöglich von Hyänen oder Leoparden. Die nähere Betrachtung ließ mich eher auf Katze tendieren, denn die Krallen waren wohl beim Laufen eingezogen und das können Hyänen eben nicht.

Heute hieß es wieder die Koffer packen und Abschied vom Serengeti Baobab Tented Camp zu nehmen. Dieser Abschied fiel uns besonders schwer, denn wir wussten, nun neigte sich unser Ostafrika-Abenteuerurlaub langsam dem Ende. Die vergangene Nacht war die letzte in einem der Zelte, die uns immer so nah an die nachtaktiven Tiere brachte.

Severin erklärte uns vor der Abfahrt, dass wir uns am Vormittag langsam in Richtung des Ngorongoro-Kraters bewegen würden und dabei etwas Zeit hätten, Tiere zu entdecken, um diese dann noch etwas zu beobachten. Natürlich war auch die Löwin nochmals am Elefantenkadaver erschienen, um uns zu verabschieden. Von dem einst mächtigen Tier waren inzwischen hauptsächlich Haut und Knochen übrig. Die Geier und Marabus warteten noch immer, machten jedoch einen eher genervten oder auch gelangweilten Eindruck.

Nicht weit hinter der Brücke trafen wir auf zwei Leopard, die im Morgengrauen auf einem Baum direkt neben der Piste geklettert waren. Wahrscheinlich handelte es sich um die beiden, die wir am Tag zuvor deutlich entfernt



gesehen hatten. Oder gehörten die Tatzenspuren, die wir am Morgen vor unserem Zelt entdeckt hatten zu einer der beiden Raubkatzen? Unbeeindruckt von der Anwesenheit ihres ärgsten Feindes grasten einige Impalas in direkter Nähe zu dem Baum und nicht viel weiter entfernt einige Thomson-Gazellen.

Am gegenüberliegenden Ufer eines der hier fließenden Bäche lagerte eine vollständige Löwenfamilie, Vater, Mutter und vier Kätzchen. Während die Erwachsenen löwentypisch vor sich hin dösten, waren die Kleinen zu allerlei Streichen aufgelegt und ließen sich nicht davon abbringen, ihre Eltern mit allerlei Unsinn zu nerven.

In den vergangenen Tagen hatten wir immer nur einzelne oder kleinere Gruppen von Elefanten angetroffen. Diesmal näherte sich ein größerer Familienverband mit rund 40 Tieren langsam unserer Position. Sie waren offensichtlich auf dem Weg zu einer Oase mit hohem, saftig grünem Gras. Einige jüngere Kühe führten die Gruppe an. Die



mächtige Matriarchin folgte mit Abstand und hielt dabei ihre Familien immer in den Augen. Dazwischen viele Jungtiere, die mit kurzen Beinen und schnellen Schritten versuchten, mit dem Tempo ihrer großen Geschwister, Cousins und Cousins mitzuhalten.

Die Savanne wurde zusehends karger. Die letzten Palmen hatte wir längst hinter uns gelassen und nur noch vereinzelt gab es hier Bäume. Einer davon war ganz offensichtlich ein Leberwurstbaum. Warum dieser zurecht diesen Namen erhalten hatte, wurde einem beim ersten Blick deutlich. Die Früchte hingen wir Leberwürste von dessen Ästen.

Ein letztes Mal trafen wir auf einen Fluss, in dem sich natürlich zahlreiche Nilpferde eingefunden hatten. Die Piste wurde von nun an staubiger und mit Schlaglöchern gesegnet. Abseits der Straße inmitten einer riesigen Fläche von dürrer Gras, erhob sich ein Termitenhügel, auf dessen Spitze eine Löwin die Landschaft nach Beute absuchte. Dies schien uns ein aussichtsloses Unterfangen, denn weit und breit waren keine anderen Tiere in Sicht. Ähnlich schlecht sahen die Chancen für einen Gepard aus, der auf der Suche nach Beute die trockene Savanne durchsuchte.

Die Massai

Mit jedem Kilometer, den wir uns dem Gate des Nationalparks näherten, wurde der Verkehr dichter und die Fahrbahn schlechter. Ein Opfer des Straßenzustandes war ein Tankwagen mit Trinkwasser, bei dem ein Vorderrad offensichtlich geplatzt war. Der aufgewirbelte Staub wurde immer dichter, sodass die meisten Geländewagen, die uns zwischenzeitlich im Konvoi entgegenkamen, ihre Scheinwerfer an hatten. Unser Tagesziel war eine Lodge direkt am Kraterrand des längst erloschenen Vulkans. Doch zuvor stand der Besuch eines Massai-Dorfs auf unserem

Reiseplan. Im Vorfeld hatte ich mehrfach darum gebeten, dass wir gerne ein authentisches Buma, also Dorf, besuchen möchten und wir kein Interesse an einem touristischen Freilichtmuseum hätten. Severin bestätigte, dass er den Chef eines echten Dorfes kennen würde und wir dort Einblick in das tägliche Leben der Massai erhalten würden.



Als Severin in eine Siedlung in direkter Nähe zu der Fernstraße einbog, wurde mit klar, was uns nun erwarten würde. Ein Massai-Dorf mit einem eingeübten Tourismusprogramm und so kam es dann auch. Fünfzig Dollar für den Chef und die Show begann. Wie von Zauberhand erschienen zahlreiche der Dorfbewohner geschmückt und singend. Natürlich mussten wir dann geschlechterspezifische mittanzen. Heike mit opulentem Schmuck um den Hals tanzte mit den Frauen, während ich mit den Männern um die Wette in die Höhe springen musste. Zuvor erhielt ich noch eine Art Zepter aus Hartholz. Das Ganze fand auf einem Platz vor dem eigentlichen Dorf statt. Weit und breit war nicht ein Grashalm zu sehen, das gesamte Gelände bestand aus fest verdichtetem Erdboden mit einer extrem staubigen Oberfläche. Die Massai trugen, wenn sie überhaupt Schuhe an hatten, einfache Sandalen. Deren Sohle bestand bei den meisten Männern aus zugeschnittenen Autoreifen.



Nach den Tänzen ging es mit rhythmischen Bewegungen singend in das Dorf. Im Schatten eines weitausladenden Baums fand der nächste Programmpunkt statt. Einige junge Männer sollten uns nun zeigen, wie die Eingeborenen Feuer machen. Eine Machete bildete die Unterlage, darauf kam ein flaches Stück weiches Holz. Zwischen den beiden Händen eines Massai wurde ein runder Hartholzstab auf das Weichholz gesetzt und gedreht. Durch die Reibungswärme sollte nun trockene Fasern in Brand geraten. Dies gelang jedoch nur mäßig. Zwar entzündete sich das trockene Gras nicht, aber immerhin fing das Material an zu qualmen.



Der Massai, der uns nun mit vielen Informationen versorgte, beherrschte die englische Sprache recht gut. Nach seinen Angaben war er der Sohn des „Bürgermeister“ des Dorfes. Er erklärte uns die diversen Bräuche seiner Ethnie und brachte uns zu einer der kleinen aus Holzreisig und Kuhfladen gebauten Häuser. Als Nomaden ist es für sie wichtig, innerhalb kürzester Zeit sich neue Unterkünfte zu errichten. In der Hütte, die wir nun besuchen durften, war es stockdunkel. Fenster gab es keine und der Eingang war so gebaut, dass kein Tageslicht ins Innere drang. Mit dem

Licht meines iPhones konnten wir dann erkennen, dass es ein Bett und eine Feuerstelle gab. Die Schlafstätte war recht klein und für europäische Körpermaße nicht geeignet. Wir erfuhren, dass jede Frau eine solche Hütte besäße und der Ehemann sich jeden Abend überlege, zu welcher seiner Frauen er gehen würde. In diesem Zusammenhang lernten wir auch, dass die Massai polygam leben. Jeder Mann kann für 25 Kühe eine Frau erwerben. Die Anzahl seiner Ehefrauen wird ausschließlich über die Menge der verfügbaren Rindviecher begrenzt. Hat der Ehemann einen Freund zu Gast, darf, ja muss dieser die Nacht in der Hütte einer seiner Frauen verbringen. Diese habe dabei keinerlei Mitspracherecht. Aufgrund dieser Praktiken, der mangelnden Aufklärung, wie dem Verzicht auf Kondome, ist HIV in den Stämmen der Massai weit verbreitet und führt oft zu Todesfällen.



Der Oberhäuptling der Massai aus diesem Distrikt hätte sehr, sehr viele Kühe und daher auch über dreißig Frauen. Von den rund achtzig Nachkommen kenne er wohl kaum ein Kind mit dessen Namen. Manchmal wäre der Chief über mehreren Wochen im Land unterwegs und seine Frauen müssten die anliegenden Geschäfte abwickeln. Mit einem Lächeln auf den Lippen bemerkte unser Guide, dass er nicht wüsste, wer sich in diesen Zeiten um die Frauen kümmern würde.

Eine weitere Besonderheit dieses Volks ist die Tatsache, dass sie sich ausschließlich von tierischen Produkten ernähren. Es gibt dort weder Gemüse noch andere pflanzlichen Beilagen auf dem Teller. Traditionell ernähren sich die Massai neben Rind- und Ziegenfleisch von einer Mischung aus Tierblut und Milch. Das Blut wird durch das Anritzen der Halsschlagader der Kühe gewonnen.

Während der Tour durch das Boma trafen wir auf eine Handvoll älterer Frauen. Wie alt diese waren, ließ sich nicht einschätzen. Noch immer hatte ich den Holzzepter bei mir. Aus Spaß nutzte ich den Holzstab, um mich am Rücken zu kratzen. Diese Geste löste bei den Damen herzhaftes Lachen aus. Sie kicherten miteinander und als ich



die Bewegung wiederholte, waren die sie in einer hier bisher nicht gesehenen Ausgelassenheit. Ansonsten machten die anwesenden Frauen ausnahmslos keinen glücklichen Eindruck. Die jüngeren unter Ihnen hatten zumeist ein Kleinkind bei sich. Die größeren Kinder waren zu diesem Zeitpunkt in der Dorfschule.

Diese war dann das nächste Ziel unseres Rundgangs. Die Schule, etwas abseits errichtet, bestand aus einem einzigen Raum in einem spärlichen Holzschuppen. Auf vier Bänken mit daran fest verbundenen Tischen saßen 18 Kinder und für weitere vier gab es keinen Sitzplatz und so mussten gerade die Kleinsten stehen. Daneben war nur noch eine Tafel im Raum. Der strenge Lehrer, mit Zeigestock bewaffnet, ließ, als wir ankamen, die Kinder von dort ablesen. Das Ganze erinnerte weniger an Schulunterricht, als an eine Dressur. Dabei hatten die Kinder wohl die Abfolge der Buchstaben und Zahlen auswendig gelernt. Während einer der Schüler auf die Beschriftung auf der



Tafel zeigte, riefen die übrigen Kinder die dazugehörigen Laute. Das klappte anfänglich auch bemerkenswert gut, als dann jedoch bei den Zahlen in der Reihe der Zehner die zwanzig fehlte und die dreißig direkt auf die Zehn folgte, wurde das Problem offensichtlich. Weder der Lehrer noch die Kinder hatten das bemerkt und zählten: ten, twenty, thirty, forty und so weiter.

Nach dieser Vorführung ging es zurück ins Dorf. Hier erwartete uns dann eine Verkaufsveranstaltung. Auf improvisierten Tischen lagen verschiedenste Kunsthandwerke, deren Herkunft nicht klar geklärt werden konnte.



Angeblich würden die Frauen des Dorfs diese in Handarbeit anfertigen. Gerne hätten wir das gesehen, aber heute hatten sie alle etwas anderes zu tun, wurde uns erklärt. Die Qualität der Exponate lies sehr zu wünschen übrig. Der Guide wurde nun immer aufdringlicher und drängte darauf, dass wir etwas kaufen sollten. Ich wendete mich ab und beschäftigte mich mehr damit zu schauen, was die Haustiere so anstellten. Im Dorf gab es reichlich Hunde und auch einige Ziegen. Die Hündinnen hatten offensichtlich alle Welpen, waren eher schlecht genährt und hatten oft entzündete Zitzen. Ich nutze die Möglichkeit, Fotos von den geschmückten Bewohnerinnen und deren Babys zu machen. Natürlich nicht ohne vorher gefragt zu haben.



Der Verkauf von Souvenirs schritt langsam voran und letztlich erwarben wir zwei aus Holz geschnitzte und bunt bemalte Tierköpfe, Zebra und Giraffe. Ein plötzlich aufkommender Sandsturm ließ uns schließlich im Geländewagen Schutz suchen und dann auch unsere Fahrt fortsetzen.

Dort, wo die Massai mit ihren zahlreichen aber dünnen Kühen siedeln, war von der einst durchgängigen Grasnarbe absolut nichts übrig geblieben. Der kahle Boden zog sich über viele Kilometer dahin. Die heftigen Niederschläge während der Regenzeit hatten in das Land tiefe Wunden gerissen. Das Wasser schwemmt Jahr für Jahr immer mehr fruchtbaren Boden weg und die Erosion nimmt weiter zu. Die Diskrepanz zwischen den mit Kühen überweideten Flächen und der Savanne, durch die Millionen von Antilopen, Zebras und Hunderte von gefräßigen Elefanten ziehen, war frappierend. Während die domestizierten Kühe alles Grün samt Wurzel vertilgen, sind die Wildtiere wesentlich schonender mit ihrem Futterquellen. Aber die Massai, die einst von Norden her nach Ostafrika einwanderten, sind völlig auf die Haltung von Kühen fixiert. Deren gesamtes Leben dreht sich um die Vergrößerung ihrer Herden. Der Sage nach gehören alle Kühe den Massai. Mit dieser Begründung kommt es auch regelmäßig zu Viehdiebstählen bei anderen Ethnien.



Die Regierung versucht seit vielen Jahren, die Massai dazu zu bewegen, in festen Dörfern zu leben und vor allem die Grenzen der Nationalparks zu respektieren. Das geschieht jedoch nur mit mäßigem Erfolg. Auch die Versuche, die staatliche Schulpflicht durchzusetzen, scheitert zumeist. Severin sagte uns dazu, die Kinder am Straßenrand, die dort Kühe und Ziegen hüteten, wären ja Massai, die bräuchten nicht in die Schule, sie würden von den Tieren lernen. Diese Aussage ließ uns nachdenklich werden.

In der Entfernung erschienen inzwischen die Wände des Ngorongoro-Kraters. Die Kuhweiden hatten wir hinter uns gelassen und die Vegetation wurde stetig grüner. Auch tauchten nun wieder Wildtiere auf. Einige Giraffen standen zwischen den Bäumen und dazu im Hintergrund der mächtige Krater. Schon von Weitem erkannten wir, dass sich zahlreiche Personen auf und neben der Fahrbahn befanden. Deren Reisebus hatte wohl technische Probleme am Antriebsaggregat. Da bereits drei Mechaniker mit riesigem Werkzeugkoffer zugange waren und Busmotoren absolut nicht in meinem Portfolio vertreten waren, fuhr Severin ohne anzuhalten weiter.

An der äußeren Flanke des Kraters konnten wir dann auch einen Blick auf eine von der Regierung errichteten Massai-Siedlung werfen. Auffällig waren eigentlich nur die festen Gebäude für die Infrastruktur, die Wohnhäuser waren im traditionellen Stil errichtet.

Ngorongoro-Krater

Je höher wir kamen, umso saftiger wurde das Grün und umso mehr Giraffen waren zu sehen. Ein Teil der Tiere der Region begeben sich tatsächlich über den Kraterand, um je nach Jahreszeit andere Nahrungsgründe aufzusuchen. Auf über 2.200 Meter angekommen, erreichten wir unsere Unterkunft für die nächsten zwei Tage, die letzten beiden Tage auf dem Festland. Die Ngorongoro Serena Safari



Lodge hat eine exzellente Lage direkt am Kraterand mit Blick in die Caldera. Dabei handelt es sich um eine hochklassige Luxusunterkunft. Diesen Anspruch unterstrich nicht nur die Lage, sondern auch die gesamte Ausstattung der Anlage. Nicht nur vom Restaurantbereich, sondern auch von jedem der 75 Zimmer kann man, wenn denn keine Wolken das Resort umgeben in den Krater schauen. Luxuriös waren auch die Ausstattung und Ausgestaltung unserer Suite. Ebenfalls das Dinner war vorzüglich. Am Eingang zum Restaurantbereich gab es ein Tagebuch, in dem die Gäste Ihre Tiersichtungen niederschreiben konnten. Ähnliches kannten wir von unseren Reisen ins südliche Afrika.

Nach dem Essen gab es dann auch noch ein Kulturprogramm. Eine Band spielte auf. Neben diversen Perkussionsinstrumenten kam ein Marimbafon für die Melodie zum Einsatz. Die Musiker begnügten sich nicht nur mit einem musikalischen Beitrag, sondern führten auch akrobatische Einlagen vor. Der Höhepunkt für die anwesenden Touristen war das Lied Jambo Bwana, welches eigentlich aus Kenia stammt, aber natürlich der Inbegriff moderner afrikanischer Popmusik ist. Der Originaltext in Swahili war flugs aus dem Internet heruntergeladen, sodass wir text-sicher mitsingen konnten.



Den heutigen Tag sollten wir von früh morgens bis zum Abend im Krater verbringen. Noch vor Sonnenaufgang hieß dies aufstehen und sich für das nächste Abenteuer bereit machen. Der erhoffte Blick in den Ngorongoro-Krater wurde uns von einer Wolke, die uns umgab verwehrt.

Vor der Abfahrt lag jedoch noch das opulente Frühstück. Hier wurde uns wieder deutlich, dass wir in einer Lodge beherbergt waren, die sich in Lage und Service sehr von unsere bisherigen Safarizelten unterschied. Dieser Luxus hatte seinen Preis und so trafen wir in dieser Lodge auf eine völlig andere Klientel. Sonst gehörten wir zumeist zu den ältesten Touristen, hier war das anders. Daher waren wir wohl die einzigen, die sich bereits so früh auf den Weg in den Krater machten. Severin war pünktlich vor Ort und brachte uns zügig zu der Straße, die in den Krater hinunter führt. Diese steile Strecke war zu unserer Überraschung durchgängig mit Basaltsteinen gepflastert. Diese Arbeit erinnerte an die Straßen und Plätze in deutschen Altstädten. Diese Verwandtschaft ließ sich leicht von Severin erklären, der Bau wurde damals von Bernhard Grzimek initiiert.



So ging es über Serpentine rund 500 Meter in die Tiefe. Die Caldera ist wirklich riesig und misst 16x20km. Durch die hoch aufragenden Kraterwände hat sich über Millionen Jahre eine ganz eigene Vegetationszone mit einem eigenen Klima gebildet. An den Hängen, an denen es fast täglich Niederschläge gibt, gedeiht ringsum ein prächtiger Urwald. Den Boden der riesigen Schüssel bildet das Grasland einer Savanne, aber auch Sumpfbereiche und ein großer See bieten Lebensräume für zahllose Tiere und Pflanzen.

Ähnlich wie in der Serengeti ziehen die Gnus und Zebras je nach Jahreszeit durch die Ebene. Die kleine Migration nennt man dieses Verhalten. So waren es auch eben diese beiden Arten, denen wir zuerst begegneten. In langen Schlangen liefen sie stoisch hintereinander her. An einem wasserführenden Graben galt es diesen zu überwinden. Während die Zebras oft einfach durchwaten, versuchten die Gnus mit akrobatischen Sprüngen über das Nass zu gelangen. Sicher spielte dabei auch die über Generationen vererbte Angst vor Krokodilangriffen eine Rolle.

Bei der Reisevorbereitung hatte ich gelesen, dass die Löwen hier größer und mächtiger wären wie im übrigen Afrika. Diese Aussage können wir bestätigen. Ein besonders imposantes Exemplar trafen wir, als er auf dem Weg zu einer Löwin war. Diese zeigt jedoch mehr Interesse an den Thomson-Gazellen als an dem König. Die Gazellen merken schnell, was die Löwin vor hat und flüchten. Offensichtlich hungrig schlich sie sich nun an eine Herde Zebras und Gnus heran. Das Männchen hingegen blieb gelangweilt in einiger Entfernung liegen. Selbst der explosionsartige Angriff der Löwin reichte nicht aus, eines der Zebras zu reizen. Inzwischen war noch ein junges Männchen auf der Bildfläche erschienen und zeigte deutlich Interesse an der Löwin. Dies wiederum war irgendwann dem dösenden Mähnenlöwen nicht entgangen, und so machte er sich, seiner imposanten Erscheinung bewusst,





auf den Weg zu den beiden, die sich intensiv beschnuperten. Severin hatte zwischenzeitlich den Land-Cruiser so geparkt, dass der Löwenkönig auf dem Weg zu den anderen unbedingt an uns vorbeimusste. In den vergangenen Wochen hatten wir ja gelernt, dass die Großkatzen Geländewagen keine Beachtung schenken und diese Fahrzeuge behandelt werden wie schattenspendende Sträucher. Durch diese Positionierung gelangen wundervolle Bilder. Nicht nur wir beobachteten den Löwen, auch eine Herde Büffel waren offensichtlich etwas beunruhigt und lösten ihren Blick nicht von der virulenten Gefahr. Aber dessen Interesse lag ausschließlich bei den Annäherungsversuchen des potenziellen Rivalen. Als der ältere Löwe auf die Löwin zukam, benötigte es keine weitere Ansage von ihm und das jüngere Männchen verdrückte sich, ohne auch nur einen Versuch zu starten, sich weiter der Löwin zu nähern oder einen Machtkampf anzuzetteln.



Wie bereits geschrieben, gab es im Krater einige Feuchtgebiete. In einem Wasserloch ruhten, wie zu vermuten, zahlreiche Nilpferde und drumherum waren Reiher, Ibis und die omnipräsenten Nilgänse auf der Nahrungssuche. Wieder und wieder trafen wir auf wandernde Gnus und Zebras. Wobei uns nie ganz klar wurde, wohin sie wollten und was sie antrieb.

Severins Ehrgeiz brachte uns nun auf einen Hügel mit Aussichtsplatz. Er war auf der Suche nach den seltenen Spitzmaulnashörnern. Von der Anhöhe hatten wir einen guten Überblick über weite Bereiche des Kraterbodens, sahen verschiedene Ansammlungen von Tieren und auch von Geländewagen. Dort, wo wir die drei Löwen beobachtet hatten, standen, wie auf einer Perlenkette aufgereiht inzwischen 23 Safarifahrzeuge. Unsere Augen suchten durch Fernglas und Teleobjektiv, jedoch nach Nashörnern. Severin vermutete, dass sich die massigen Tiere in einem sumpfigen und dicht bewachsenen Bereich aufhielten. Die grauen Rücken, die wir dort ausmachten, gehörten jedoch zu Hippos. So verließen wir nach einiger Zeit den Aussichtsplatz, um es am Nachmittag hier noch einmal zu versuchen.

Nun begegneten wir einem Nilferd, auf dessen Rücken große Wunden klafften. Offensichtlich wurde es Opfer eines Löwenangriffs. Die blutigen Wunden und die Tatsache, dass sich das Tier um die Mittagszeit nicht in einem Gewässer aufhielt, sogar nicht einmal in der Näher eines Gewässers, ließ vermuten, dass der Angriff zwar abgewehrt wurde, das Tier aber ernsthaft verletzt war.



Auch wenn aufgrund von Jahrzehnten langer Selektion durch Wilderei die genetische Präposition zu riesigen Stoßzähnen fast überall in Afrika zurückgeht, gibt es solche Exemplare noch in einzelnen geschützten Bereichen, so auch hier. Direkt vor uns querte ein mächtiger Elefantenbulle mit beachtlichen Stoßzähnen die Piste. Dass er vor nichts und niemandem Angst haben musste, ließ er dabei allen dort warteten Fahrzeuginsassen deutlich spüren. Mit einer Art überheblicher Arroganz zog er seinen Weg zwischen den Autos hindurch, die wie vom Anblick des Giganten erstarrt innehielten.

Bei der Rückkehr zum Aussichtspunkt wurden wir dann tatsächlich mit der Sichtung eines Nashorns belohnt. Das Tier stand in einem flachen Graben zwischen einer Herde

von Zebras. Mit bloßem Auge war es aufgrund der Entfernung jedoch nicht gut auszumachen. Als es nach einiger Zeit aus dem Graben stieg, waren alle Zweifel dahin. Seelenruhig graste der Koloss in einem Bereich, der von Touristenfahrzeugen nicht erreichbar war. Das ist auch der Grund dafür, dass es nur verpixelte Fotos von dieser Begegnung gibt. Trotz dieses Malusses war es gut, eines der seltenen Tiere gesehen zu haben.

Gute Bilder gab es dann später von einem Zebra mit hängenden Ohren. Ob es sich dabei um einen genetischen Fehler oder eine Krankheit handelte, ließ sich auch in Nachhinein bei der Internetrecherche nicht klären. Kaum hatten wir die Zebraherde passiert, tauchte eine Horde von Pavianen auf der Suche oder Jagd nach Essbarem auf. Vier potente Männchen bildeten die Spitze der Kolonne. Das Auftreten der Vier erinnerte warum auch immer, an eine Straßengang einer Großstadt in einem x-beliebigen amerikanischen Film. Man möchte ihnen sicher nicht gerne im Dunkeln begegnen.





Während in der Ferne Staubteufel, also kleine Wirbelwinde, durch den Krater tanzten, entdeckten wir zwei Löwen, die ihren Mittagsschlaf völlig untypisch am Rande eines Tümpels im Schlamm machten. Wenn die beiden Mittagspause hielten, wurde es auch für uns Zeit, einen Stopp einzulegen. Ein nicht weit entfernter Rastplatz bot die Möglichkeit aus- und die Füße zu vertreten. Natürlich nutzen wir die Pause auch, um unsere Lunchpakete zu plündern.



In der Entfernung tauchte der mächtige Elefantenbulle wieder auf. Eigentlich war dieser fast von überall im Park mit einem guten Fernglas auszumachen. Als wäre er auf Patrouille durch sein Reich, schritt er unbeirrt seine Strecke ab.

Eine weitere Pause gönnten wir uns am Rande einer großen, trockenen Fläche. Dort tanzten etliche Kronenkräniche ihren Balztanz und das inmitten einer Zebraherde. Diese wiederum nutzen diese karge, erdige Fläche, um sich in deren Staub zu ihrer Fellpflege zu wälzen. Die Kraniche störte das kaum. Inmitten der hüpfenden, flatternden und von Imponiergehabe völlig besessenen Vögel entdeckte ich auch ein Jungtier, welches noch nicht mit dem Federkleid der ausgewachsenen Tiere verfügte. Die Krone war ein Daunenpuschel und weit davon entfernt, einer Krone zu ähneln. Dieser Kopfschmuck erinnerte eher an eine Pudelmütze.

Aber auch andere Zweibeiner mit Flügel kamen hier vor. So beispielsweise Riesentrappen, die größten Vögel Afrikas, die noch fliegen können und die artverwandten Strauße deren Flügel bei Weitem und seit Langem nicht mehr zum Fliegen tauchen. Jedoch zum Imponieren gegenüber anderen Strauße oder Feinden werden die rudimentären Flügel noch immer wirkungsvoll eingesetzt.



Inzwischen war es später Nachmittag und Severin fuhr mit uns in Richtung der einzigen offiziellen Ausfahrt. Dabei kamen wir noch an dem Kratersee vorbei, der von zahllosen Vögeln im Besonderen auch von Flamingos, Reiher und Pelikanen genutzt wird und der Tierwelt als dauerhafte Wasserquelle dient. Im Gegensatz zu der alten gepflasterten Zufahrt ging es nun über eine asphaltierte Straße die Kraterwand hinauf. Die Vegetation veränderte sich mit jedem Höhenmeter von trockener Savanne in immergrüne Bergwälder, urwaldgleich. Unser Geländewagen hatte seine Mühe, die gut 500 Meter zwischen Kraterboden und Kraterwand zu überwinden, umso mehr erstaunlich ist es, dass auch Elefanten, Nashörner, Giraffen oder sogar Nilpferde aus und in den Krater wandern und das zumeist nicht über die asphaltierte Straße. Ich schreibe hier ausdrücklich „zumeist“, da Elefantendung am Straßenrand den deutlichen Hinweis gab, dass die Dickhäuter gerne nachts, wenn die Gates geschlossen sind, den bequemen Weg nutzen.



Am äußeren Kraterrand trafen wir dann unverzüglich auf Massai mit Kuhherden, die diese immergrünen Flächen gerne beweiden. Welche Regeln dabei gelten und wie diese gegenüber der oft notleidenden Bevölkerung umgesetzt werden konnte oder wollte uns Severin nicht sagen.

Zurück im Hotel erwartete uns wieder der Luxus, den wir bereits am Abend zuvor genießen durften. Allein der Ausblick von unserm Zimmer aus in den Krater ist eigentlich unbezahlbar. Zum Dinner wurden wir wieder auf eine Empore im Restaurantbereich gebeten, wo es bei weitem nicht so laut war wie im unteren größeren Bereich. Dort

hatten sich einige Reisegruppen eingefunden, darunter eine aus China, die ein hohes Kommunikationsbedürfnis hatte. Wir konnten nun unsere Erlebnisse vom Tag und den perfekten Service in angemessenem Ambiente genießen.

Nach dem Dinner begaben wir uns in den Loungebereich, in dem wieder ein kulturelles Programm angeboten wurde. Zunächst bauten die Musiker von Vortag auf. Es folgten zu den Rhythmen der Combo eine Tanzgruppe in der landestypischen folkloristischen Kleidung. Schnell sprang der Funke auf die anwesenden Touristen über



und so wurden von den Tänzerinnen auch ein paar der Zuschauer mit in ihre Reihen geholt. An mir ging der Kelch vorüber, aber Heike gehörte zu den Auserwählten. Leider passte der Halsschmuck der deutlich kleiner Massai-Frauen nicht über Heikes Kopf, aber das tat dem Ganzen kein Abbruch und so wurde ohne Schmuck fleißig mitgetanzt.



Über den Krater hinweg weckte uns die langsam aufgehende Sonne noch vor der geplanten Weckzeit. Leider erschien die rot glühende Scheibe unseres Zentralgestirns nicht in seiner klaren Pracht, sondern wie sollte es auch anders sein, nur durch den Schleier der tief hängenden Wolken. Trotz dieses kleinen Mankos ein faszinierendes Naturschauspiel. Zumal direkt vor unserer Terrasse zwei Buschböcke ihr Frühstück einnahmen.

Bevor wir uns auf den Weg zu unserem Frühstück machten, hieß es die Koffer ein- und umräumen. Alles, was bisher für Safari im kalten Hochland oder in der weiten Savanne benötigt wurde, kam nun ganz nach unter in die Koffer und die Strandmode wanderte in den schnell zu erreichenden Bereich des Gepäcks, denn heute ging der Flieger von Arusha nach Sansibar.



Wir warfen einen Blick in den hoteleigenen Souvenirshop, ohne dort etwas zu entdecken, was wir oder jemand der Zuhausegebliebenen gut gebrauchen hätte können. Genossen noch ein letztes Mal das luxuriöse Frühstück, um dann am Eingang auf Severin zu treffen. Unser Gepäck stand schon dort bereit, die fleißigen Helfer des Hotels hatten das alles längst erledigt.



Nachdem alles im Geländewagen verstaut war und wir unsere Plätze eingenommen hatten, fragte Severin eigentlich wie immer, ob wir alles aus unserem Hotelsafe geräumt hätten und tatsächlich da war doch noch etwas. Unsere Bargeldreserven, Pässe und die Flugtickets schlummerten sicher verwahrt im Zimmertresor. Das war knapp, ohne diese Unterlagen hätte die Reise spätestens am Flughafen in Arusha eine deutliche Wende genommen.



An der Hotelaufahrt wartete wie zum Abschied bestellt ein mächtiger Büffel mitten auf der Straße und ließ sich nur durch beherztes Heranfahren davon überzeugen, den Weg freizugeben, nicht ohne schnappend seinen Unmut kundzutun.

Zu unserer Freude hatten sich zwischenzeitlich die dichten Wolken verzogen und so lohnte sich ein Halt am Grab der Grzimeks und auch am Aussichtspunkt war es heute wolkenlos, was wiederum den Nachteil hatte, dort nur schwerlich einen Platz zum Fotografieren zu bekommen.



Unsere Fahrt aus dem Park führte um diese Uhrzeit entgegen dem Strom von Geländewagen. Am Gate stand eine unendlich lange Schlange von Fahrzeugen, die in die Conservation wollten und auf allen Spuren die Straße verstopften. Nur mit viel Geduld und Geschick gab es für uns ein Durchkommen. Die Pistenverhältnisse besserten sich zusehend.

Noch ein letztes Mal steuerte Severin einen Kunsthandwerksmarkt an. Diesmal war es ein besonders luxuriöser Curio-Shop im Ort Karatu. Schon bei der Einfahrt auf das



Gelände wurden wir von Security-Personal in offiziell aussehenden Uniformen eingewiesen. In großen Lettern war angeschrieben African Galleria - Gems - Jewelry - Arts. Also Edelsteine, Schmuck und Kunst. Am Eingang ließ und Severin aus dem Wagen um dann entsprechend der Anweiser diesen abzustellen.



Bereits von außen stich uns die hochqualitative Bauweise ins Auge. Dieser Eindruck setzte sich dann innen fort. Edle Materialien gut verarbeitet ließen auf eine sehr hohe Investition schließen. Neben dem Eingang in die Verkaufsräume, gab es auch ein angeschlossenes Museum in dem der Abbau der einzigartigen Tansanit Edelsteine mit vielen Exponaten dargestellt wurde. Der hiesige Edelstein besticht durch sein sattes Blau. In Werkstätten konnten die Besucher den Schleifern bei Ihrer difizielen Arbeit zuschauen. Auffällig war, dass diese Arbeit ausschließlich von Asiaten erledigt wurde. So schön die Tansanitsteine geschliffen auch blau funkelten, so teuer waren auch die in schön beleuchtenden Vitrinen ausgestellten Schmuckstücke. Die Steine gefasst in Gold oder Platin wurden als Ringe, Ohrringe, Armreife, Halsketten, Colliers oder in kompletten Sets angeboten.

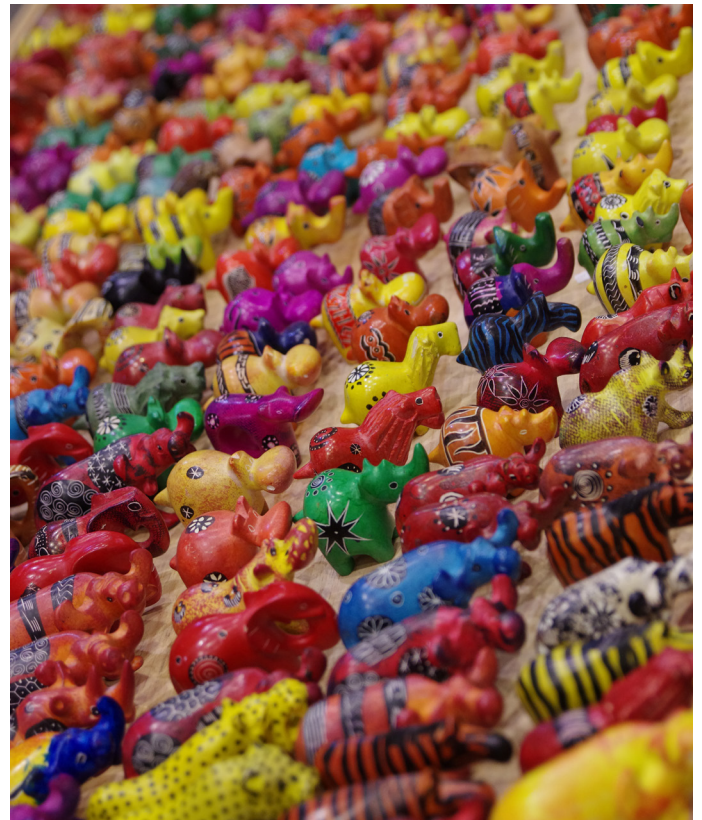
Neben dem Schmuck wurden noch viele Schnitzereien offeriert. Die meisten davon aus Ebenholz. Giraffen in allen Größen, und damit meine ich wirklich in allen Größen die in eine Wohnung passen könnten. Die Größten über drei Meter hoch. Noch mächtiger waren nur ganze Ebenholzstämmen die komplett geschnitzt und durchstoßen waren. Wir konnten den einheimischen Holzschnitzern bei der Bearbeitung eines solchen Unikates zusehen. Überschlüssig war dieses Kunstwerk sechs Meter lang, beziehungsweise hoch. Für uns kamen solche Teile natürlich nicht in Frage, aber Heike hatte schöne Holzschalen entdeckt. Nun entfachte sich eine Diskussion mit einem der Verkäufer darüber ob die Einfuhr von Ebenholzprodukten in die Europäische Union überhaupt zulässig sei. Für den Verkäufer war das alles kein Problem, das Internet bestätigte jedoch meine Annahme. Der Import von dem geschützten Tropenholz bedarf einer Genehmigung und dafür ist ein Herkunftszertifikat notwendig. Schließlich bekamen wir tatsächlich eine Quittung mit einem sehr offiziell aussehenden Stempel.





Außer den Ebenholzschnitzereien gab es auch noch tausende von geschnitzten Holzfiguren und anderen Accessoires. Die meisten davon im afrikanischen Style bunt bemalt. Wo all diese Produkte hergestellt wurden fragten wir uns schon. Zum Teil, und das ließen einige gestapelten Kartons mit dem Aufdruck „Made in P.R.C.“ vermuten, waren die Verkaufswaren nicht alle afrikanischer Herkunft. Aber warum sollte es hier in Tansania anders sein wie in jedem andern Souvenirshop auf der Welt. Für irgend etwas müssen die von China finanzierten Häfen, Autobahnen und Bahnstrecken ja genutzt werden.

Während Heike sich weiter nach schönem Schnickschnack umsah, wendete ich mich in der Zwischenzeit mehr den Handwerkern zu. Neben den Steinschleifern und Schitzern, ließ sich auch ein Maler über die Schultern schauen. Natürlich war das Abfotografieren seiner Kunstwerke nicht erwünscht. Er arbeitete recht großformatig und das wunderte mich schon. Schließlich stellt der Transport für



die meisten Touristen eine besondere Herausforderung dar. Um zwei Schalen und viele Eindrücke reicher, machten wir uns auf den Weg zu unserem Wagen. Im Außenbereich gab es noch einige interessante Schweißarbeiten zu bewundern.

Nach diesem Zwischenstopp baten wir Severin in einer der nächsten Orte noch einmal vor unserem Abflug einen Halt zu machen. In unserem Gepäck befanden sich einige nützliche Dinge, die wir gerne hierlassen wollten. Unter anderem ein Paar getragene, aber noch gute Halbschuhe, diverse T-Shirts und auch Wasserflaschen die wir in einigen Lodges kostenlos für unsere Zeit dort erhalten hatten.



In Mto wa Mbu bot sich dann diese Gelegenheit. Severin hatte es sich mittlerweile abgewöhnt, auf unsere nicht üblichen Wünsche mehrfach nachzufragen oder seine Verwunderung darüber verbal auszudrücken. Wie gewünscht hielt er am Rand der Hauptstraße, an der zahlreiche Verkaufsstände aufgebaut waren oder Händler ganz ohne Stand ihre Ware anboten. Zumeist waren es wie immer Bananenbüschel. Die Straße war beidseitig mit tiefen, offenen Abwasserkanälen begrenzt. Mehr oder weniger regelmäßig hatten Anwohner schmale Bretter als Brücken darübergerlegt. Bepackt mit den abzugebenden Dingen mussten auch wir geschickt die Gräben überwinden. Schon bald trafen wir auf einen Mann, der sein Brot mit einem kleinen Schusterstand verdiente. Gerne nahm er meine Halbschuhe an und bedankte sich bei uns dafür. Wir schlenderten weiter durch den Ort und ließen uns von dem Alltagstreiben hier abseits der Touristenströme beeindrucken.

Florierender Handel prägte den größten Teil der Stadt, aber es gab auch offensichtliche Armut. Abseits der Hauptstraße wurde dies deutlich. Dort trafen wir auch auf einen alten Mann, dem man ansah, dass er nicht auf der sonnigen Seite des Lebens stand. Als ich ihm nach einer kurzen Begrüßung vier meiner T-Shirts übergab, strahlte er vor Glück richtig auf. Er bestaunte jedes der Kleidungsstücke, die mit irgendwelcher Werbung bedruckt waren und wusste gar nicht so recht, wie er sich bei uns bedanken sollte. Im Gegensatz zu dem Schuster konnte er wohl keinen einzigen Brocken Englisch und danke daher mit zahlreichen Gesten. In dieser Straße wechselte auch eine unserer Alu-Trinkflaschen den Besitzer. In einem Hof wurden gerade der Mutter der Familie das Haar gemacht. Haare machen heißt hier in Afrika Hunderte von kleinen Zöpfen aus krausem Haar flechten. Damit war die Oma und die ältere Tochter beschäftigt, während der Sohn barfuß in zerrupften kurzen Hosen und viel zu weitem Shirt dabei zusah. Nachdem ich höflich fragte, ob ich den von

den Frisierarbeiten ein Foto machen dürfe und dies nach kurzem Zögern bejaht wurde, überreichte Heike dem Jungen die beschriebene Flasche. Ein kleines Präsent, welches bei uns zu Hause sicher keinen passenden Platz gefunden hätte, konnte hier gute Dienste leisten.

Ein besonderes Bonbon hatten wir noch im Gepäck. Während unseres Einkaufs in Uganda hatten wir neben Buntstiften und Malblöcken auch zwei Fußbälle in einem kleinen lokalen Laden erworben. Einer der beiden Bälle war noch zu vergeben. An der Hauptstraße hatten wir neben der üblichen Bebauung eine ganz einfache Hütte entdeckt. Dort trafen wir auf einen kleinen Jungen. Er schien für uns der ideale Empfänger des Fußballes zu sein. Zögerlich und fragend nahm er den Ball entgegen. Als er realisierte, dass es ein Geschenk war und er den Ball behalten durfte, rannte er überglücklich in die Hütte, um seiner Mutter und der größeren Schwester seinen neuen Schatz zu präsentieren. Die Schwester kam danach schüchtern



zu uns raus und dankte höflich, während von dem Jungen nur noch Freudenschreie zu hören waren. In solchen Momenten ist es schon so, dass man fühlt, in welchem Wohlstand wir hier in Europa leben und mit wie wenig wir das Leben der Menschen in diesen wunderbaren Ländern bereichern können. Dabei ist es eine schwere Gratwanderung, Hilfe zu leisten, ohne gleichzeitig die Kultur und die Lebensweise der Menschen zum Negativen zu verändern.

Die letzte Trinkflasche ging wiederum an eine kleine Familie. Eine Mutter war gerade dabei ihr Baby zu stillen, während ihr Sohn vor dem Haus spielte. Auch hier war die Überraschung über das kleine Präsent groß.

Nachdem wir zurück zu unserem Wagen kamen, waren wir sehr darüber verwundert, dass das Fahrzeug nicht verschlossen und Severin nirgends zu sehen war. Schelmisch hatte er sich zu einem seiner vielen Freunde in ein Café gesetzt und belustigte sich an unseren etwas ratlosen Blicken. Mit einem breiten Grinsen kam er dann aus dem Schatten des Lokals hervor und wir konnten die Fahrt nach Arusha fortsetzen. Im Land Cruiser lag noch eine Jacke von Heike. Auch diese sollte eigentlich in Afrika bleiben. Zumal wir inzwischen gelernt hatten, dass es hier sehr kalt werden kann. Also hielten wir nochmal kurz an einer Tankstelle an und überreichten das Kleidungsstück an eine Frau die am Rande der Anlage verweilte. Auch sie konnte diese kleine Anmerksamkeit von uns kaum glauben. Als wir weiterfuhren sahen wir noch wie die Frau die Jacke hin und her wendete und sie auch sofort anzog.

Auf der letzten Etappe war seine Familie unser Gesprächsthema. Schon zuvor hatten wir erfahren, dass seine Tochter zu unserer Verwunderung auch auf den urdeutschen Namen Heike hörte. Severin ließ es sich nicht nehmen, einen Videoanruf per WhatsApp zu tätigen und uns seiner Familie virtuell vorzustellen.

In Arusha war noch ein letztes Gespräch mit einer Repräsentantin der Reiseagentur, bei der Severin seit vielen Jahren angestellt ist, vorgesehen. Da wir die gesamte Tour ohne das Zutun dieses Unternehmens und im Wesentlichen mit Severin geplant und durchgeführt hatten, sahen wir dieses Gespräch als eigentlich überflüssig an. Die Frau bekleidet im Businesslook erwartete uns bereits auf dem Parkplatz eines Restaurants am Rande von Arusha. Sie ging mit uns in den weitläufigen Außenbereich, wo uns eine Servicekraft einen Tisch zuwies. Die Location war durch die Nähe zum internationalen Flughafen dafür prädestiniert, um Reisen durch Tansania zu starten oder zu beenden. Nachdem wir die Menükarten gereicht bekommen hatten und uns ein Mittagessen ausgesucht hatten, wurden wir von der jungen Frau über den Verlauf unserer Safari befragt. Wie man es von Feedbackbögen kennt, sollten wir Unterkünfte, Verpflegung und natürlich die Leistungen von unserem ständigen Begleiter Severin bewerten. Darüber, dass wir keine Negativpunkte zu vergeben hatten, freute sich die Dame und wir freuten uns über das leckere Mittagessen in einem wunderbaren Ambiente, welches durch zahlreiche Bäume und exotische Gewächse bestimmt war. Neben dem schön angelegten Garten gab es noch einen Maler, dessen Bilder auf Staffeleien ausgestellt waren und dem wir beim Schaffen zusehen konnten. Dem einst großzügig errichteten Bassin mit Springbrunnen war allerdings in der Trockenzeit sinnvoller Weise das Wasser ausgegangen.

Bis zum Flughafen waren es nur wenige Kilometer. Das umzäunte Rollfeld reichte fast bis zum Gelände des Restaurants. In Begleitung der Angestellten der Reiseagentur galt es nun die Formalitäten des Fluges nach Sansibar abzuwickeln. Das Terminal war mehr als überschaubar. In einer offenen Halle gab es genau zwei Schalter. Trotz der Fachkraft standen wir zunächst am Falschen an und mussten uns, nach einer kurzen Diskussion in einem Kau-derwelsch aus Swahili und Englisch, erneut anstellen. Die



Sansibar

Koffer mussten zum Sicherheitscheck abgegeben werden, ohne dass wir so etwas wie eine Quittung erhielten. Soweit es möglich war, hielt ich unser Gepäck daher im Auge. Irgendwann verschwanden die Koffer jedoch in dem Gepäckscanner und so aus meinem Gesichtsfeld. Einige Zeit später erreichten wir dann auch den Schalter und erhielten unsere Bordkarten. Nun gab es einen letzten Abschied von Severin, der uns die vergangenen Tage gut über Stock und Stein kutschiert hatte.

Die hiesige Wartehalle bestand aus einem Zelt am Rande des Rollfeldes. Nichts glich dem volltechnisierten Betrieb eines internationalen Airports. Die vollgepackten Gepäckwagen wurden von Hand zu den wartenden Flugzeugen gezogen und diese dann ohne technische Hilfsmittel beladen. Auf unseren Flieger wartend, kam irgendwann eine Servicekraft direkt auf mich zu und fragt höflich, ob ich Mister Haas sei. Ohne auf meine Antwort zu warten, bitete sie mich mitzukommen. Fragend schaute ich Heike an, die sich ebenfalls darüber verwundert zeigte, dass die Frau mich in der Masse von Menschen direkt ansprach. Natürlich folgte ich der höflichen, aber bestimmten Aufforderung. Ihr Weg führte uns in den Sicherheitsbereich, welcher nur aus einem spärlich abgetrennten Schuppen bestand. Hier wurde mir mein Koffer auf einem Tisch liegend präsentiert und ich wurde gebeten, diesen zu öffnen. Nachdem ich dies getan hatte, begann ein Sicherheitsmann darin zu wühlen. Auf meine Frage, was er den zu finden hoffe, antwortete er „etwas Rundes“. Mit einem Griff hatte ich mein Gaffa-Klebeband aus dem Koffer gefischt. Tatsächlich war diese Rolle das von der Security befürchtete Sicherheitsrisiko. Sowohl das Gaffa, als auch den Rest meiner Klamotten, die der Sicherheitsmann raus gewühlt hatte, durfte ich nun wieder einpacken, den Koffer verschließen und zurück zu meinem Warteplatz kehren.

Der Flug zu der berühmten Insel im Indischen Ozean wurde mit einer De Havilland DHC-8 – kurz Dash 8 genannt, durchgeführt. Diese Turboprop-Maschine ist wegen ihrer STOL-Eigenschaften, also der Möglichkeit, auf kurzen Rollfeldern zu starten und zu landen bei den hiesigen Regional-Fluggesellschaften sehr beliebt. Die rund 50 Sitzplätze waren schnell belegt und nach wenigen hundert Metern hoben wir ab. Leider war es wieder so stark bewölkt, dass wir den nahe gelegenen Kilimandscharo nicht sehen konnten. Zu unserer Überraschung wurden sogar auf diesem kurzen Flug kostenlos Mangosaft und Cashewnüsse gereicht.

Die Flugzeit von unter einer Stunde bestand im Wesentlichen aus Start, Nüsschen knappen und Landeanflug. Die Ankunft auf Sansibar war unspektakulär und schnell hatten wir unser Gepäck und konnten den Flughafen, der sich schon deutlich in Größe und Ausstattung von dem in Arusha unterschied, verlassen. Am Ausgang erwartete uns bereits der gebuchte Transfer zum Hotel. Salim Ali Islam, ein Mann etwa in meinem Alter, stand mit seinem Taxi bereit. Nach der Begrüßung und nachdem wir die ersten Sätze gewechselt hatten, waren wir sehr darüber erfreut, dass Salim über ein fundiertes Wissen verfügte und uns viel über die Insel, die Menschen hier, die politische Situation und die Historie erzählen konnte und dies auch mit viel Freude tat.

So zeigte er uns eines der Projekte der deutschen Entwicklungshilfe, Plattenbauten im Stil der DDR. Einst als Gabe an den einst sozialistischen Bruderstaat Tansania, standen die Wohnblöcke nun in einem erbärmlichen Zustand am Rande des Boulevards zwischen Hauptstadt und Flughafen. Dass die ostdeutsche Baukunst den klimatischen Herausforderungen in dem afrikanischen Land

nicht gewachsen war, sah man an dem durchgängigen schwarzen Schimmel an der Außenfassade. Die Situation in den Wohnungen war nur zu erahnen.



In der Stadt wurde viel gebaut, im Besonderen Straßen. Salim erklärte, dass sich sowohl chinesische als auch türkische Bauunternehmen dort engagieren. Warum gerade türkische, erläuterte Salim damit, dass Sansibar im Gegensatz zu Festland-Tansania hauptsächlich von Muslimen besiedelt ist und die Türkei daher über die Religion gute Kontakte pflege und sie wohl auch strategische Interessen verfolgten. Der Name der Insel ist eigentlich Unguja und bildet mit Pemba sowie einigen kleineren Inseln den Archipel. Die Hauptstadt wiederum ist die Stadt Sansibar und davon ist Stone Town der bekannteste Teil. Dorthin gelangten wir entlang der Küstenstraße. Unser Hotel mit dem Namen Tembo, also auf Deutsch Elefant, lag direkt am Stand uns in unmittelbarer Nähe zum Stadtkern. Wir baten Salim und am folgenden Tag einige Sehenswürdigkeiten der Gewürzinsel zu zeigen und buchten ihn für einen ganztägigen Ausflug. Unser Wunschzettel umfasste den Besuch eines Naturschutzgebietes und einer Gewürzfarm. Darüber hinaus waren wir auf seine Vorschläge gespannt.

Gegen halb sieben checkten wir in dem altherwürdigen und noblen Hotel ein. Im orientalischen Stil erbaut und modern ausgestattet, luden zwei Pools zum Erfrischen. Zu unserer Enttäuschung war das Baden jedoch nur bis 18:00 Uhr gestattet. Während der Pool im Erdgeschoss unter Beobachtung des Servicepersonals stand, war der kleine Pool direkt neben unserem Zimmer im ersten Obergeschoss gelegen, unbewacht und so nutzten wir die Chance, noch einige Runden zu schwimmen.

Um nicht lange nach einem guten Restaurant zu suchen, nahmen wir unser Dinner im Hotel ein. An der Rezeption ließen wir uns kurze Infos zu Umfeld des Hotels geben. Zunächst wurden wir vor den hier aktiven Beach Boys gewarnt. Dabei handelt es sich um junge Männer, zumeist Massai, die versuchen, die Herzen von europäischen Frauen zu erobern. Zu diesem Sachverhalt gibt es unzählige Berichte in allen möglichen Medien. Mit Geschick, attraktivem Auftreten und herzerweichenden Geschichten ergaunern sich die Beach Boys zunächst etwas Bargeld und lassen dann nicht mehr locker, bis immer mehr Geld fließt. So gewarnt machten wir uns auf den Weg zum Nachtmarkt, dessen Besuch uns empfohlen wurde. Direkt gegenüber dem Hotel lag das Geburtshaus von Freddie Mercury aka Farrokh Bulsara, der als Frontmann der Gruppe Queen Weltruhm erlangte. Natürlich machten wir auch von diesem unscheinbaren Haus ein Foto.

Der abendliche Spaziergang führte uns danach zum Nachtmarkt. Aufgrund eines Feiertages waren hier sehr viele Familien unterwegs. Zahlreiche Fotografen mit aufwendigem Equipment boten ihre Dienste an und fanden auch reichlich Kundschaft. Die Familienmitglieder und im Besonderen die kleinen Mädchen waren zur Feier des Tages hübsch herausgeputzt. Der Markt an sich bestand aus zahlreichen Essensständen, an denen neben viel Meeresfrüchten auch Döner und ganz viel knallbunte Süßspeisen angeboten wurde. Neben den kulinarischen



Versuchungen war ein recht großer Kinderspielplatz der bevorzugte Anlaufpunkt der Familien. Dieser war so geschickt aufgebaut und mit Türen versehen, dass man die Kleinen getrost alleine herumwuseln lassen konnte.

Allen verdächtig aussehenden jungen Männern gingen wir im großen Bogen aus dem Weg und ließen uns auch von niemanden ansprechen. Sicher zurück im Hotel schweiften unsere Blicke noch einmal über den Strand und das Meer, bevor wir in die weichen Betten fielen.



Nachdem wir vom wiederkehrenden Rauschen der Meeresbrandung gut und tief eingeschlafen und ebenso gut am Morgen aufgewacht waren, gab es das Frühstück direkt am Strand. Von dort ließen sich die Menschen beobachten, wie sie ihr Tagwerk begannen. Für einige diente das Meer zur morgendlichen Wäsche, andere machten ihre Boote für den Tag zurecht und die Kinder bauten Sandburgen. Weit von dem Strand entfernt ankerte ein großes Handelsschiff, welches wie ein Fremdkörper in dem idyllischen Ambiente wirkte. Aber es war ja weit weg.

Bereits am Vorabend hatte ich die antiquierten Lichtschalter, die überall im Hotel verbaut waren bewundert. Das Modell bestand aus jeweils einem Kippschalter der in einer Messingglocke montiert und welche wiederum auf einem Mahagonibrettchen verschraubt war. Gerne hätte ich solche Schalter erworben, aber an der Rezeption des Hauses konnte mir leider niemand eine Bezugsquelle

nennen. Auch Salim, der uns pünktlich zu unserer Sansibar Rundreise abholte konnte mir bei dieser Suche nicht weiterhelfen. Bevor wir jedoch richtig starten konnten, musste unser Fahrer noch schnell einige „Dinge“ klären und besorgen.

Dann ging es zügig, soweit es der Verkehr zuließ, durch die Stadt in Richtung des Jozani Forest Nationalparks. Wie bereits erwähnt gab es zahlreiche Straßenbauarbeiten, die von chinesischen oder türkischen Firmen ausgeführt wurden. Bei den Verbreiterungen der Straßen wurde wenig, besser gesagt, keine Rücksicht auf die bisherige Bebauung genommen. Nicht selten, so Salim, wurden die Gebäude abgerissen, ohne eine Ausgleichszahlung zu leisten. Entlang der neuen, breiten Straßen entstanden stattdessen elegante und luxuriöse Neubauten.



Als Hauptverkehrsmittel der Bevölkerung dienen kleine offene Busse, die Dala Dala genannt werden. Diesen eigentlich immer überladenen Fahrzeugen begegneten wir sowohl auf der Hauptinsel als auch später auf Pemba ständig. Während der gesamten Fahrt erläuterte uns Salim Episoden der Geschichte der Insel oder zu Dingen, an denen wir vorbeikamen. Besonders stolz zeigte er sich über eine Allee aus Mangobäumen, welche zum Welt-

kulturerbe ernannt wurde. Gleichzeitig äußerte er die Befürchtung, dass womöglich die schonungslos agierenden Baukonzerne bei ihren ehrgeizigen Straßenbauprojekten auch von dieser weltweiten Besonderheit keine Rücksicht nehmen könnten.

Ausgemacht hatten wir mit Salim, dass wir gerne mit einem Guide einen Rundgang durch den geschützten Wald machen möchten. Entsprechend hatte er uns angemeldet und die notwendigen Tickets gekauft. Bevor es jedoch losging, bot sich uns ein besonderer Augenschmaus. Eine fünfköpfige Gruppe von Damen im mittleren Alter hatte sich in Pose geschmissen, um so ein schönes Foto von ihrem Ausflug zu erhalten. Die Tatsache, dass sie zwar ziemlich aufwendig rausgeputzt waren, änderte nichts an ihrer körperlichen Fülle.

Nach und nach versammelten sich die Touristen am Informationszentrum. Irgendwann erschien ein Ranger und begann die jeweiligen Gruppen einzuteilen. Zwischendurch merkte er an, dass es zu wenige Guides gäbe und er daher größere Gruppe bilden müsse. Alternativ könnten nicht alle mitkommen. Wir stimmten dem zu, ohne zu ahnen, wie groß die Gruppe werden sollte. Letztlich waren es anstatt sechs Personen annähernd zwanzig, denen Adam als Guide zugewiesen wurde. Diese Regelung traf jedoch nicht für alle zu, so gab es auch Guides, die aus uns unbekannten, aber sicher erahnbaren Gründen nur mit Kleingruppen unterwegs waren. Noch vor unserem Abmarsch entdeckte ich eine Meerkatze, die es sich auf dem Dach der Parkverwaltung bequem gemacht hatte und Obst verzehrte, das sie einem Urlauber abgeluchst hatte.

In unserer Gruppe wurden alle Vorurteile, die es zu Touristen gab, bedient. Damen in rosa Flip-Flops oder grell geschminkt in hochhackigen Schuhen waren ebenso Teil als auch Männer, die sich lauthals über die Qualitäten von

afrikanischem Dosenbier unterhielten. Einige waren fast ausschließlich damit beschäftigt, für Selfie-Fotos zu posen und hinderten damit den Rest der Gruppe beim Vorankommen. Zwei Damen kannten annähernd alle Heilpflanzen des Waldes und mussten darüber philosophieren, gegen welche Krankheiten diese einsetzbar wären. Adam, ein sehr ruhiger Zeitgenosse, ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und spulte sein Vortragsprogramm stoisch ab. Er lieferte dabei zahlreiche Erklärungen zu den verschiedenen Pflanzen. Irgendwie schaffte er es, die Gruppe trotz aller Widrigkeiten zusammen zu halten. Stolz präsentierte Adam uns einen wirklich großen Tausendfüßler, jedoch nicht zur Freude der Frauen in den rosa Flip-Flops. Der ganz sachlich vorgebrachte Hinweis, dass diese wenig possierlichen Tierchen auch giftig wären, sorgte für noch etwas mehr Unruhe.

Der Blätterwald lichtete sich langsam und Palmen übernahmen die Aufgabe, Schatten zu spenden. Genau an diesem Übergang zwischen Urwald und Palmenhain trafen wir auf die bekanntesten Bewohner dieses Nationalparks, die roten Colobus-Monkeys. Zwar kannten wir diese Stummelaffen mit dem identischen Namen bereits aus Uganda, aber optisch waren diese beiden Spezies völlig verschieden. Auf der Insel, abgeschnitten vom Festland entwickelte sich der Sansibar-Stummelaffe über die Jahrtausende zu einer eigenen Art. Die tagaktiven Tiere waren gegenüber uns Touristen völlig ohne Scheu. Ein Familienverband hatte sich auf und um einen Baum versammelt. Es waren ungefähr 15 Tiere in unterschiedlichstem Alter. Bevor wir uns den struppigen Zeitgenossen zuwenden durften, mussten wir noch darauf warten, dass sich die vorhergehende Touristengruppe zurückzog.

Nach kurzer Wartezeit durften wir dann zu dem besagten Baum. In den Ästen hingen und kletterten die Jungtiere übermütig, während sich die Erwachsenen um die Nahrungsbeschaffung kümmerten. Wie bereits erwähnt



ließen sich die Affen von uns in keiner Weise stören und das begeisterte alle, die mit Smartphones die Gelegenheit nutzten, sich irgendwie mit einem Affen zu fotografieren. Adam achtete darauf, dass niemand die gutmütigen Tiere berührte und zumindest ein Minimum an Schutzabstand eingehalten wurde. Dies gelang jedoch nur bedingt. Gerade bei der Flip-Flop-Fraktion ließ sich der Respekt vor der Natur vollkommen vermissen. Natürlich waren wir bemüht, uns die Stummelaffen anzusehen und schöne Fotos zu machen, aber das gelang auch, ohne ihnen so dicht auf ihren struppigen Pelz zu rücken. Gerade die Muttertiere, die noch ihre Jüngsten am Bauch trugen, ließen erkennen, dass die lauten und aufdringlichen Touristen sie störten.



Die schwierigste Aufgabe für Adam kam, als es hieß, Abschied von den Affen zu nehmen. Trotz klarer Ansagen, die nach mehrmaliger Wiederholung in den Befehlston übergingen, dauert es etwas, bis die Gruppe gemeinsam den Rückweg antrat. Für die andern Meerkatzen, die etwas scheuer in den umliegenden Bäumen zu sehen waren, hatten die meisten Touristen kein Auge.

Über schmale Wege führte uns Adam langsam in Richtung des Informationszentrums und erklärte uns währenddessen, dass der zweite Teil der Exkursion zu den Mangrovensümpfen führen würde. Dazu wäre es jedoch von Nöten, ein Stück mit dem Wagen zurückzulegen. Dieser Vortrag wurde jäh unterbrochen, als ein kleines Tier über den Weg huschte. Es handelte sich um eine Elefantenspitzmaus, die im Deutschen offiziell Rotschulter-Rüsselhündchen heißt. Alle Versuche, dieses flinke Tier mit seiner rot-schwarzen Färbung und der auffällig langen, spitzen Nase zu fotografieren, scheiterten an dessen Schnelligkeit.

Im Informationszentrum angekommen hieß es nun, wie kommen wir zu den Mangrovensümpfen? Von Salim oder seinem Wagen war nichts zu sehen. So machten wir uns auf den Fußweg entlang der vollgeparkten Straße in Richtung der Sümpfe. Da es nur diesen Weg gab, mussten wir auf Salim stoßen oder notfalls die restliche Strecke trampeln. Tatsächlich tauchte er etwas später breit grinsend in seinem Wagen sitzend auf und chauffierte uns den wirklich kurzen Weg zu den Mangroven. Eigentlich wäre dieser Shuttle-Verkehr nicht von Nöten, wenn alle passendes Schuhwerk und entsprechende Kleidung hätten, dachten wir uns. Die Fahrt ging vorbei an spielenden und tanzenden Kindern. Offensichtlich lebten hier am Rande des Reservats die ärmeren Bevölkerungsteile der sonst recht wohlhabenden Sansibaris.



Nachdem alle Gruppenmitglieder sich am Sammelpunkt im Mangrovenwald eingefunden hatten, führte uns Adam über Holzstege durch dieses gefährdete Ökosystem. Gerade für die Fischbrut sind diese salztoleranten Pflanzen, die mit ihrem Wurzelgeflecht in den Gezeitenzonen der Meere stehen, lebenswichtig. Darüber hinaus dienen sie dem Küstenschutz und bieten dem Land dahinter Sicherheit vor Bodenerosion und Überschwemmung. Viel zu sehen gab es jedoch nicht. Es war Ebbe, das Wasser stand niedrig und weder Krebstiere noch Fische hatten Lust, sich uns zu zeigen. Das kümmerte die Damen mit ihren Smartphones wenig, denn sie waren sich selbst schön genug für einige Fotos.

Nun neigte sich der erste Teil unserer Sansibar-Rundreise zu Ende. Wir dankten Adam für seine guten Erklärungen und seine Geduld, die er mit unserer Gruppe aufbringen musste. Salim stand am Sammelpunkt für die Weiterfahrt bereit. Leider hatten wir keine Mitbringsel mehr für die am Straßenrand spielenden Kinder, aber zumindest zwei Flaschen Trinkwasser konnten wir ihnen geben. Singend bedankten sie sich mit strahlenden Gesichtern bei uns.

Unser nächstes Ziel war eine der Gewürzfarmen, für die Sansibar seit jeher bekannt ist. Seit der Sultan von Oman die Herrschaft über die Insel errungen hatte, wurde auf dem Archipel vermehrt Gewürze angebaut. Gerade der Anbau von Nelken, deren Ursprung im Fernen Osten lag, führte zum sagenhaften Reichtum der Herrscherfamilie. Dies veranlasste den Sultan 1840, seinen omanischen Hof nach Sansibar zu verlegen. Noch heute profitiert das Land von der damaligen Entscheidung, ganz auf Gewürze zu setzen. Bis 1870 häufte das Sultanat aber auch Reichtümer durch den ausufernden Sklavenhandel, der unter Sultan Bargasch verboten wurde.

Noch heute sind Nelken, Muskat, Zimt und Pfeffer die wichtigsten Wirtschaftsgüter die Sansibar exportiert.

Daneben gehört der Tourismus auf der Hauptinsel zu den Einnahmequellen, die der Bevölkerung einen gewissen Reichtum beschert. Gerade im Vergleich zu den Menschen auf dem Festland ist dies deutlich zu merken.

An der Gewürzfarm angekommen wurden wir von einem Guide empfangen, den Salim extra für uns organisiert hatte. Der junge Mann hatte gut Deutsch gelernt, um möglichst oft von deutschen Reisegruppen gebucht zu werden, so erzählte er es uns. Tatsächlich sprach er aus-



gesprochen gut unsere Muttersprache. Dazu hatte er noch einen Freund sozusagen als Scout bestellt, der sich mit seinem handwerklichen Geschick hervortat. Während des gesamten Rundgangs suchte dieser passenden Pflanzen, Blüten und Früchte, damit unser Guide diese in seine Beschreibungen anschaulich einbauen konnte. Daneben bastelte er daraus nette Accessoires. So entstanden über die Zeit zwei Kronen, ein Schlips, ein Collier mit passendem Armband für die Dame sowie eine Tragetasche für all die Köstlichkeiten.

Während wir fast zu jeder Pflanze ausgiebige Informationen erhielten, war der Scout unerlässlich in der Vegetation unterwegs. Er kletterte, wenn er es als erforderlich ansah, auf Bäume oder angelte geschickt Früchte von den Ästen. Auch präsentierte er das Ergebnis der Lippenstift-Frucht.

Zu Abschluss erreichten wir die Verkaufsstände der hiesigen Arbeiter. Hier bekamen wir frisches Obst gereicht. Besonders die süße Jackfrucht hatte es uns angetan. Bisher hatten wir nie die Möglichkeit gehabt, dieses Obst zu probieren. Auf den von uns besuchten Märkten gab es diese zwar auch, aber eine einzelne Frucht ist aufgrund ihrer Größe für zwei Personen unmöglich zu verzehren. Hier lagen handliche Portionen wie auch Ananas, Bananen und Orangen. Der Verkaufsstand bot natürlich Gewürze und Gewürzmischungen praktisch für die Heimreise verschweißt in Zellophantüten. Pfeffer und Marsala wechselten so die Besitzer.



Noch einen wichtigen Tipp gab uns unser Guide mit auf den Weg in die Stadt. Wir sollten unbedingt dem Zanzibar Coffee House Café in Stone Town einen Besuch abstatten und dort den Schokoladenkuchen versuchen. Diesen Vorschlag gaben wir zurück am Taxi an Salim weiter und dieser wusste sofort, was gemeint war. So waren wir gespannt, was uns erwarten würde. Vorbei ging die Reise an einem riesigen freien Feld, auf dem eine Bühne und Zelte aufgebaut waren. Die Musik, die dort gespielt wurde, hatten wir bereits auf der Gewürzfarm aus der Entfernung wahrgenommen. Salim erklärte, es handele sich um die große Agrarmesse, die von allen Bauern der Insel besucht würde und wo neueste Anbaumethoden und Maschinen vorgestellt würden. Aber auch das Feiern käme dort nicht zu kurz.

Als wir im Zentrum von Stone Town ankamen, stellte sich die Frage nach einem Parkplatz möglichst in der Nähe des Darajani-Souk, dem zentralen Bazaar, auf dem überwiegend die Einheimischen ihren täglichen Einkauf tätigen. Die guten Kenntnisse und die vielen Freunde, die Salim besaß, halfen dabei. Schnell hatte er einen Platz für das Taxi gefunden. Von hier aus ging es dann zu Fuß durch das Labyrinth von Gassen, aus dem die gesamte Altstadt besteht. Auffällig waren die alten, reich verzierte und Metall beschlagene Holztüren im arabischen Stil. Teilweise waren diese mächtigen Tore noch im ursprünglichen Zustand, teilweise jedoch auch aufwendig aufgearbeitet mit glänzenden Messingbeschlägen. Zügig ging Salim voran, sicher an jedem Abzweig und zielstrebig in Richtung des empfohlenen Cafés. Schon bald erreichten wir das Zanzibar Coffee House. Nicht gerade eine attraktive Lage gegenüber stand ein zerfallendes Gebäude, welches durch einen Bauzaun abgesperrt war. Aber die Fassade des Cafés, die Schrift über der schön renovierten Tür luden uns zum Eintreten ein. Innen war alles mit viel Liebe zu Detail eingerichtet. An den Wänden hingen Relikte aus vergangenen Zeiten. Eine Caro-Kaffee-Wer-



bung auf Französisch, eine Emaille-Tafel mit Brühanleitung auf Arabisch, aber auch drei Regale mit Kaffee-Produkten. Auf einer Tafel mit Kreide angeschrieben gab es eine Liste mit den 17 verschiedenen Kaffees, die im Angebot waren. Direkt am Eingang gab es die Kuchentheke, in der allerlei Süßes ausgestellt waren. Unter anderem der von unserem Gewürzguide angebotene Schokokuchen. Zum Glück war die Stoßzeit vorbei und wir fanden schnell einen der wenigen Sitzplätze. Natürlich luden wir Salim nach diesem ereignisreichen Tag zum Kaffee ein. Die Wahl des Süßgebäcks viel ja leicht. Zweimal Schokokuchen für uns Salim begnügte sich nur mit einem der vielen Kaffeesorten. Tatsächlich bestach diese Leckerei mit einem ungewöhnlich guten Aroma und verging förmlich auf der Zunge. Salim arrangierte es, dass uns die Bäckerin in die Küche einlud und uns das entsprechende Rezept mündlich überlieferte, natürlich ohne Mengenangaben.

Salim verabschiedete uns nicht ohne mehrfach nachzufragen, ob wir tatsächlich den Weg zu unserem Hotel finden würden. Wir waren uns sicher, dass wir mit etwas Gespür und der Navigationsapp unseres iPhones das schaffen würden. Mit Salim klärten wir die Abholzeit zu der er uns am nächsten Morgen zum Flughafen bringen würde.

Die engen Gassen waren, als wir näher an die Küste kamen, mit kleinen Läden gesäumt. Dort wurden zunächst praktische Dinge für den Alltag angeboten und später immer mehr Produkte für die liquide Touristenschar. Solaröfen, Parabolspiegel, Kisten und Truhen mit Messingbeschlägen wechselten zu Boutiquen und Läden mit Souvenirs. Bald erreichten wir das alte Fort, in dessen Innenhof für ein Reggae-Festival die Aufbauarbeiten liefen. Eine amtliche Bühne mit erstaunlich guter Ton- und Lichttechnik zog mein Interesse auf sich. Währenddessen suchte sich Heike einen schicken Wickelrock in einem der dortigen kleinen Läden aus.

Ein Tor führte uns durch die massiven Verteidigungsanlagen des Forts zu einem Amphitheater. Auf der dortigen Bühne trainierten junge Männer und Kinder akrobatischen Breakdance. In den Sitzreihen genossen Menschen jeden Alters und jeglicher Herkunft das Spektakel und dazu verschiedenste Leckereien. Zwei junge Frauen ließen sich von einem semiprofessionellen Fotografen in den unterschiedlichsten Posen ablichten und ich wiederum machte davon Fotos.



Um einen Wickelrock und zahllose Bilder reicher wanderten wir über den Strand zurück zu unserem Hotel. Dort erwartete uns ja zwei erfrischenden Pools. Schnell stellten wir fest, dass der größere der beiden von Kindern und Jugendlichen belagert waren und die zugehörigen Eltern alle Liegen belegt hatten. So nutzen wir wieder den kleinen Pool im Obergeschoss. Dorthin führte, wenn man nicht durch das ganze Hotel gehen wollte, eine enge und steile Wendeltreppe. Eigentlich war es auch der schönere Pool mit einer wunderbaren Aussicht über den Strand und das Meer, auf dem einige der hiesigen Boote den Dhaus mit ihren typischen Dreieckssegeln zu sehen waren. Die letzte Aufgabe des Tages war es, das Fischrestaurant, welches uns Salim empfohlen hatte zu finden. Obwohl das in direkter Nachbarschaft zum Hotel lag, war es eine größere Herausforderung, wie tagsüber durch das Labyrinth der Stadt zu kommen. Aber auch das gelang nach einigen kleinen Umwegen. Dort ließen wir uns auf einer Dachterrasse leckeren, frisch gefangenen Fisch munden.

Pemba

Nachdem wir eine zweite Nacht in den hochherrschaftlichen Betten des Tembo House Hotels verbracht hatten, stand wieder ein Reisetag an. Nur ein Hopser von der Hauptinsel zur kleinen Schwester Pemba. Je kürzer die Flüge, das war uns bewusst, je kleiner die Fluggeräte. Doch bevor der Trip startete, hieß es noch einmal die Annehmlichkeiten des Hotels zu nutzen. Während ich noch die Qualität der Betten genoss, machte sich Heike daran sportliche Aktivität zu entfalten. Frühschwimmen im Pool, der nur wenige Schritte von unserem Zimmer entfernt war. Zu Morgenzeit war das Wasser noch erfrischend und außerdem keine weiteren Personen am Becken.

Erfrischt, beziehungsweise gut ausgeschlafen, wurden die Koffer gepackt und zur Abreise bereitgestellt. Am Pool vorbei und über die enge Wendeltreppe erreichten wir den Frühstücksbereich direkt am Strand. Nochmals konnten wir dort beobachten, wie Sansibar langsam erwachte. Generell ist anzumerken, dass hier in Ostafrika das gesellschaftliche Leben erst recht spät am Tag beginnt und sich dafür oft bis tief in die Dunkelheit zieht.

Nach einer kurzen Wartezeit an der Rezeption klappten das Auschecken und die Bezahlung per Kreditkarte problemlos. Eine Tatsache, die was die Bezahlung betraf, nicht immer so war. Salim stand bereits mit seinem Taxi vor dem Hotel bereit. Strahlend empfing er uns und lud ohne weitere Nachfragen das Gepäck ein. Er wusste bereits, dass wir heute nach Pemba fliegen wollten. Wie gesagt, Sansibar war erst dabei wach zu werden und so waren die Straßen noch recht leer und wir erreichten den Flughafen weit vor der angestrebten Zeit. Auf dem Weg dorthin erklärte uns Salim, dass er Pemba kenne und beschrieb, dass die Insel total bergig wäre und aufgrund der daher notwendigen Kurven für den Autoverkehr sehr gefährlich sei. Darüber hatte ich im Vorfeld jedoch noch nichts gelesen, umso mehr waren wir auf die dortigen Berge gespannt.

Ebenfalls klärten wir mit unserem Fahrer, dass er uns bei unserer Rückkehr von Pemba wieder am Airport abholen sollte, um noch einen kleinen Ausflug in die Innenstadt zu machen. Ziel wäre dann sicher das Zanzibar Coffee House Café, welches uns am Vortag so sehr gefallen hatte. Am überschaubaren Flughafen brachte uns Salim zu dem Bereich für die Inlandsflüge. Ohne eine entsprechende für uns lesbare Beschriftung hätten wir es ohne seine Hilfestellung wohl nicht auf Anhieb gefunden. Zum Einchecken waren wir deutlich zu früh. Auch unser Gepäck konnten wir noch nicht aufgeben. Das Terminal für Inlandsflüge bestand aus zwei Räumen, eine Wartehalle und den Schalterbereich. Immerhin gab es zwei Airlines, die hier ihre Dienste anboten. Während am Schalter der Air Excel bereits zwei Bedienstete in ihre Mobiltelefone vertieft waren, waren die Schreibtische unserer Airline Auric noch vollends verwaist. So nahmen wir samt unserem Gepäck in der Wartehalle Platz. Dort gab es sogar einen winzigen Laden für Erfrischungsgetränke und Souvenirs. Die junge Verkäuferin hatte allerdings sehr wenig zu tun. Außer einer Cola light und einer Flasche Wasser für uns, ging während unserer Wartezeit nicht über ihren Tresen. Eine Toilettenanlage war mit Leichtbauwänden wohl nachträglich eingebaut worden. Auch gab es tatsächlich eine theoretische Trennung der Wartehalle in zwei Gates. Allerdings führte nur ein einziger Ausgang hinaus zum Rollfeld.

Unzählige Male wanderte ich zu dieser verglasten Tür und hielt Ausschau nach Fliegern, aber nichts war zu sehen. Auf zwei Bildschirmen waren zwar Flüge angezeigt, die allerdings Stunden zurücklagen und mit unserm nichts zu tun hatten. Aber irgendwann erfolgte dann tatsächlich der Aufruf zum Einchecken. Verstanden hatten wir die Durchsage über die quakenden Lautsprecher nicht, aber ein Blick auf unseren Schalter, an dem sich inzwischen drei Personen eingefunden hatten, gab uns Gewissheit,



dass es nun losging. Tatsächlich konnten wir endlich unser Gepäck aufgeben, erhielten aber gleichzeitig den Hinweis, dass sich der Flug verspäten würde.

Die gesamte technische Ausstattung des Terminals ließ erahnen, dass hier kein besonderer Wert auf Qualität gelegt wurde. Eine Ausnahme gab es jedoch. Für die Durchsagen stand ein einziges Mikrofon zur Verfügung, welches über ein vollkommen überdimensioniertes Mischpult mit sechzehn Eingängen gesteuert wurde. Im Laufe der zusätzlichen Wartezeit lernte ich dann auch das Technikteam des Flughafens kennen. Drei junge Männer bewaffnet mit einer Leiter und wenig Werkzeug, machten sich daran einen weiteren Flachbildschirm zum Laufen zu bringen. Natürlich musste ich mir deren Versuche genauer ansehen. Aus der Wand hing ein RG214-Antennenkabel mit einem Außendurchmesser von über 10 mm. Dazu hatten die Techniker einen Antennenstecker, der für ein dünneres RG58-Kabel passen würde. Dass das so nicht funktionierte, wurde den drei auch bald bewusst. Bereits bei dem Aufstellen der Klappleiter gab ich ihnen Hilfestellung. Offenbar hatten sie diese noch nie aufgebaut und scheiterten an deren Verriegelung. Mit etwas Geschick und Klebeband verband ich dann die unterschiedlichen Kabel, was mechanisch gut und elektrisch bestimmt auch funktionieren würde, aber ein Bild gab es trotzdem nicht. Auf meine Nachfrage welches Signal denn an der Antennenleitung anliegen würde, Satellit, terrestrisch oder Video, wussten die Techniker keine Antwort. Zu Schluss kam heraus, dass es wohl irgendwo einen Receiver gäbe, aber keiner wisse, welches Signal das Empfangsteil herausgeben würde. Die drei machten sich auf die Suche.

Als die Jungs verschwunden waren, landet gerade unser Flieger. Die kleine Maschine war schnell entladen und ebenso schnell wieder beladen. Bald darauf konnten wir die Cessna 208 besteigen. Während dem Beladen und Einsteigen wurde der Flieger am Heck von einem Stahlrohr

gestützt, damit sie nicht nach hinten kippte. Bereits das machte keinen besonders vertrauenswürdigen Eindruck. Der 10-Sitzer besitzt zwar keine Druckkabine, trotzdem ist seine Reishöhe mit über 6.000 m angegeben. Wir nahmen in der dritten Reihe Platz. Vor uns zwei weitere Passagiere und davor der Pilot und der Co-Pilot. So hatten wir einen guten Blick auf alle Anzeigen, Schalter und das Garmin Navigationssystem. Auf dessen Bildschirm waren neben der Hauptinsel Unguja bereits die Umrisse der Insel Pemba ersichtlich. Der angeschriebene Warnhinweis, dass die Maschine nicht fliegen darf, wenn Vereisung zu erwarten wäre, beunruhigte uns bei der aktuellen Außentemperatur nicht. Bedenklicher war jedoch der Zustand meines Sicherheitsgurtes. Zunächst stelle ich fest, dass der Aufwickelmechanismus klemmte. Als Ursache stellte sich heraus, dass der Gurt in weiten Teilen total zerfranst und eingerissen war.



Bereits nach wenigen Metern hob die Cessna von der Startbahn ab. Der Motor machte einen Höllenlärm und die Maschine lag recht unruhig in der Luft, aber trotzdem hielt sich unsere Flugangst in Grenzen. Unter uns wechselte die Landschaft von dichter Bebauung über bewirt-

schaftete Felder und ursprünglicher Vegetation hin zu den weißen Sandstränden Sansibars. Danach überquerten wir die Meerenge zwischen Unguja und Pemba. Das Wasser hatte eine unbeschreibliche Färbung von hellem Türkis bis hin zu dunklem Blau. Dann der erste Blick auf die Insel auf der sich unsere Unterkunft für die nächsten Nächte befand und nicht viel später der Landeanflug auf die dortige Rollbahn. Es war kurz nach Mittag, als wir am Terminal ausrollten. Dort hatten sich im Rahmen eines Schulausflugs Schülerinnen und Schüler eingefunden. Die Mädchen je nach Schule in blauen oder grünen Kleidern und weißen Hidschabs, die Jungs mit farblich angepassten Hosen und weißen Hemden.

Im Flieger waren auch drei Italiener die, das stellte sich direkt nach der Landung heraus, in die gleiche Lodge wie wir wollten. Aus unbekannten organisatorischen Gründen fuhren wir jedoch in getrennten Fahrzeugen vom Flughafen in Richtung der am südlichen Zipfel gelegenen Unterkunft.

Vom Airfield ging die Fahrt auf erstklassig hergerichteten Straßen vorbei am Rande des Hauptorts Chake-Chake nach Süden. Vor uns einige überladene Dala-Dalas. Auf den Dächern der Kleinbusse gestapeltes Gepäck und in den offenen Türen wagemutige Passagiere. Von den Bergen, die Salim beschrieben hatte, war jedoch nichts zu sehen. Die Landschaft war ungefähr so hügelig wie Mittelhessen und Serpentina mit gefährlichen Kurven, wie wir uns sie nach der Beschreibung von Salim ausgemalt hatten, gab es auch nicht.

Nach einer dreiviertel Stunde verließen wir die Hauptstraße und unser Fahrer steuerte seinen PKW mit größter Vorsicht über einem nur bedingt befestigten Weg, hin zu dem Hafen in dem zahlreiche Fischerboote lagen. Inzwischen waren auch die Italiener in dem Naturhafen eingetroffen. Es war ein Umschlagplatz für allerlei Güter, Reis in

Säcken, Treibstoff in Kanistern und Feuerholz in Bündeln. Für die Touristen Trinkwasser und andere Getränke industriell abgefüllt und in Sechserpacks verschweißt. Aufgrund der Ebbe hieß es zu Fuß zu dem Boot, welches uns auf die vorgelagerte kleine Insel bringen sollte. Also die Schuhe aus und die Hosen hochgekrempelt, die Fotoausrüstung auf den Rücken und durch den modrigen Schlamm gewatet. Anfangs musste das Boot von den Bootsmännern durch das extrem flache Wasser geschoben, dann gestakt werden, bevor schließlich der Außenbordmotor angeworfen wurde. Natürlich gab es keine Schwimmwesten, aber wie gesagt, das Meerwasser war wirklich sehr flach.



Entlang der Fahrrinne lagen zahlreiche Einbäume, die beidseitig Ausleger zur Stabilisierung besaßen. Angetrieben wurden diese Boote mittels Segel und Paddeln. Die nun folgende Bootsfahrt dauerte vielleicht 20 Minuten. Was uns bis dato nicht bekannt war, war die Tatsache, dass bei Ebbe das Passagierboot nicht bis zum Strand der Lodge fahren kann. Daher mussten wir nach der Ankunft eine weitere halbe Stunde über die Insel wandern bis wir die Pemba Eco Lodge erreichten. Der Boden, über den wir nun liefen bestand aus Korallen, spitz und scharfkantig. Die Helfer die unsere Koffer geschultert hatten, liefen trotz des Untergrunds barfuß, was uns einigen Respekt



abzollte. Zwischen Bananenstauden und Maniokbüschen grasten vereinzelt Kühe. In der Mittagshitze hatten wir jedoch weder für die Tiere noch die Pflanzen ein Auge und so wanderten wir ungerührt an allem vorbei. Das, was uns dann erwartete, entschädigte die Strapazen der Anreise allemal. Vor uns lag ein traumhafter Strand.



Empfangen wurden wir von Vincent im Haupthaus. Dieses nach drei Seiten offene und mit Palmwedel gedeckte Gebäude war auf Stelzen errichtet. Der Restaurantbereich und die Aufenthaltsfläche für die Besucher nahmen dreiviertel des Gebäudes ein. Im hinteren Teil befanden sich die Büros und Sanitäranlagen. Die Küche war in einem eigenen Haus in unmittelbarer Nähe untergebracht. Nach der Begrüßung mit einem Fruchtsaft unbekannter Art bekamen wir die Regeln der Anlage nahegebracht. Da es sich um ein Öko-Lodge handelte, gab es nur eine rudimentäre Stromversorgung. Handys und Fotoakkus konnten jederzeit im Haupthaus geladen werden. In den Gästehäusern gab es ausschließlich zwei LED-Leuchten. Mit der Wasserversorgung sah es ähnlich aus. Jedes Häuschen hatte einen Tank und einen Sonnenkollektor zum Betrieb der Duschen und zum Waschen. Am gewöhnungsbedürftigsten waren die Bio-Plumpsklos. Anstatt einer Wasserspülung mussten bereitstehende Holzspäne zur Geruchsunterdrückung nach dem Geschäft reingeworfen werden. Zwar hatten wir bei der Schilderung des Vorgangs einige Bedenken, aber in der Praxis erwies sich das System als durchaus praxistauglich.







Unser Gästehaus war ähnlich wie das Haupthaus aufgebaut. Sowohl das Dach als auch die Wände bestanden aus geflochtenen Palmblättern. Die Fenster waren mit einfachen Rollos gegen das Eindringen von aufheizenden Sonnenstrahlen abgedunkelt. Zum Glück, denn ohne Klimaanlage und Ventilator wäre es in den Häusern sicher kaum auszuhalten gewesen. Nach dem Bezug unseres Domizils führte uns der Weg natürlich direkt an den Strand. Sowohl Liegen als auch Sonnenschirme aus Palmwedel standen für uns parat. Die Lodge war an einer breiten tief ins Land reichenden Bucht angelegt. Da noch immer Ebbe war, bot sich uns ein unglaublich breiter Strand. Der dortige Sand erinnerte sowohl von Farbe als auch von Konsistenz viel mehr an Mehl als an Sand. Bei jedem Schritt sank man tief in diesen Puder ein. Niemals zuvor hatten wir derartigen Sand erlebt.

Natürlich lud das Ambiente dazu ein eine Wanderung entlang der Bucht zu unternehmen. Im trockenen Sand war es sehr mühsam voranzukommen. Da das Wasser angenehm warm war, liefen wir im knöcheltiefen Nass. Fast am Horizont sah man wie sich die Wellen des Indischen Ozeans mit weißen Schaumkronen brachen. Bis zu diesem Punkt reichte die Lagune und bis dorthin war das Wasser auch nicht tiefer als vielleicht zwei Meter. Im hüfhtiefen Wasser, von uns weit entfernt, liefen Frauen und sammeln irgendwas. Kinder aus der Nachbarschaft waren unterdessen auf der Suche nach Treibgut. Neben zahlreichen Flip-Flops war ihr bedeutendster Schatz eine Leuchtstoffröhre, die sie uns voller Stolz präsentierten. Für uns war es erschreckend, welcher Zivilisationsmüll an solch wunderbaren Stränden tagtäglich angespült wird. Drei etwas größere Jungs waren dabei, tiefe Löcher im feuchten Sand zu graben. Wir vermuteten, dass es ihnen dabei um den Fang von Krebsen ging. Kommunikativ konnten wir die Frage aufgrund der Sprachbarrieren nicht lösen.

Kaum waren wir zurück auf unseren Liegen und genossen die Strahlen der langsam sinkende Sonne, da erschienen die Jungs mit einem großen Eimer. Als sie diesen neben uns abstellten, tauchte ein wirklich riesiger Krebs am Eimerand auf. Gerne hätte sie uns das Tier für unser Abendessen verkauft, aber wir hatten ja Vollpension, zum Glück. So schickten wir die Drei mit ihrem Fang zum Koch. Aber auch er lehnte ab und daher gab es von uns nur ein paar der hiesigen Geldmünzen als lohnende Anerkennung. Der Koch hatte indessen für das Abendessen Thunfisch lecker hergerichtet. Bei Kerzenlicht nahmen wir unser Dinner ein. Neben den Italienern trafen wir am Abend auch noch auf drei junge Erwachsene aus Schweden, die jedoch bereits am kommenden Tag wieder abreisten. Aufgrund der Bauart der Gebäude mussten wir nicht befürchten, dass Riesenkrebse ins Haus kommen würden, aber für Riesenkakerlaken waren die baulichen Barrieren kein Hindernis, stellten wir später fest.

Unsere erste Nacht in der Öko-Lodge war schon etwas Besonderes. Bisher hatten wir für unsere Aufenthalte hochwertige Safarizelte oder luxuriöse Lodges. Hier erlebten wir die Abwesenheit von technischem Luxus, aber wir konnten den Luxus der Abgeschiedenheit genießen. Schon der Sonnenaufgang direkt an der Lagune hatte seinen besonderen Zauber. Alle Geräusche die an unsere Ohren drangen waren natürlichem Ursprung. Keine Generatoren die liefen, keine quakenden Radios oder klingelnden Telefone. Später begaben wir uns zum Frühstück in das Haupthaus.

Am Vortag hatten wir bereits bei Vincent einen Schnorchelausflug auf die Insel Misali gebucht. Die Italiener entschieden sich ebenfalls dafür, eine Fahrt dorthin zu unternehmen. Daher folgten nun erneute Preisverhandlungen, denn wenn wir zu fünft den Ausflug machen würden, sollte es ja günstiger werden. Wie auch immer gerechnet wurde, es gab einen Sonderpreis, der jedoch für nieman-

den von uns nachvollziehbar war. Egal, es war jedenfalls für uns alle günstiger. So brachen wir nach dem Frühstück zu einer Tagesreise zu der Insel Misali auf. Dieses kleine Eiland ist bekannt für gute Tauch- und Schnorchelgründe.

Wie bei der Anreise begann der Trip mit einem Marsch über die Insel zum Bootsanleger. Dort warteten bereits zwei Bootsmänner auf uns und die drei Italiener. Vor uns lag nun noch die Fahrt mit einem Taxi zu einem Hafen an der Westküste und dort weiter mit einem Boot zur Insel Misali. Mit dem Taxi ging es durch Chake Chake, der einzigen Stadt auf der Insel. Der Fahrer legte dort einen kurzen Stopp im Stadtzentrum ein. Dass die Fahrer immer noch was zu erledigen haben, kannten wir ja bereits von Severin und Salim. Die Aussage, dass wir für die gesamte Anreise etwa 90 Minuten benötigen würden, fanden wir schon jetzt unrealistisch.

Nach zwei Stunden erreichten wir den Hafen am Indischen Ozean. Das war nun der richtige Zeitpunkt für mich einen Kaugummi gegen die Reisekrankheit in den Mund zu stecken. Das Medikament Superpep hat mir und auch Heike schon oft bei Seereisen geholfen. Ähnlich wie bei den vorherigen Bootsfahrten, hieß es für uns alle, durchs knietiefe Wasser zu dem Boot waten, welches uns über den Indischen Ozean nach Misali bringen sollte.



Die Insel und das Meer drumherum sind als Naturschutzgebiet eingestuft und daher ist übernachten dort nicht erlaubt. Auch gibt es so gut wie keine touristische Infrastruktur. Für die Überfahrt erwartete uns ein Holzboot mit einem Sonnenschutz aus blauer Plastikplane und angetrieben mit einem Yamaha Außenbordmotor. Obwohl wir jetzt über das offene Meer mussten, gab es keine Rettungswesten. Das war eine neue Erfahrung, denn auf all unseren Reisen, auch in entlegensten Gegenden, gab es Schwimmwesten deren Anlegen auch immer obligatorisch war. Nachdem wir den Hafen und die entsprechende Bucht verlassen hatten, nahm das Schaukeln unserer Nusschale deutlich zu. Ein heftiger Seegang sorgte dafür, dass die Gischt ins Boot spritzte und nach und nach jeder Passagier mehr oder weniger nass wurde. Es dauerte eine ganze Zeit, bis wir am Horizont unser Ziel entdeckten. Nur sehr langsam wurde die Silhouette der Insel größer. Um 11:00 Uhr, also nach 80 Minuten Bootsfahrt setzten wir unsere Füße auf das Eiland.

Am Sandstrand waren einige Liegen unter Palmwedelschirmen aufgestellt. Etwas abseits von unserem Landepunkt lagen einige der Boote der Fischer, die die Insel als Zwischenhalt und Stützpunkt bei ihren Fischfangfahrten nutzten. Mit dem weißen Sandstrand, dem grünen Saum aus Palmen, dem türkisen Meerwasser, den traditionellen Booten ergab sich ein wunderbares Bild. In diesem Ambiente ließen sich die Sonnenstrahlen entspannt genießen. Im Hintergrund lauerte eine Familie von Grünen Meerkatzen. Diese an die Anwesenheit von Touristen gewohnten Affen hatten in der Vergangenheit die Erfahrung gemacht, dass es hier Essbares abzugreifen gibt. Noch erfolgreicher schätzend die Tiere jedoch das Umfeld der kleinen Rangerstation ein. Hier bot ein Ranger uns frische Kokosnüsse und Melonen an. Die Meerkatzen warteten nur darauf, dass sie etwas davon abbekamen. Erst fütterte unser junger Bootsmann und später auch einer der Italiener die Affen.



Neben dem erfrischenden Obst bot der Ranger uns eine Wanderung über Misali mit dem Besuch von einigen Grotten an. Während Heike die Ruhe genoss, machte ich mich zusammen mit den Italienern auf den Weg über die Insel. Anfangs folgten wir auf einem Waldweg dem Küstenverlauf und hatten immer wieder tolle Ausblicke auf die Strände, vorgelagerte bizarre Felsenformationen und den unendlich scheinenden Ozean. Spannend wurde es als uns der Ranger zu einer Grotte, einem großen, tiefen Loch im Boden führte, die vom Meerwasser gespeist voller Wasser stand. Was wir nun über die Riten der Ureinwohner vom Pemba erfuhren schockierte uns schon etwas. So begehen sich Familien und Freunde von Kranken zusammen mit mystischen Heilern auf den Weg zu diesen hier vorkommenden Grotten, um dort Göttern Tieropfer zu brin-

gen. Im Wesentlichen handelt es sich dabei um Geflügel, Schafe und Ziegen. In besonderen Fällen werden sogar Rinder in die Grotten geworfen. Unseren ungläubigen Blicken setzte der Ranger mit dem Strahl einer Taschenlampe entgegen. Im Lichtschein erkannten wir sofort den weißen Schädelknochen einer Kuh. Ähnliches entdeckten wir auch in einer weiter im Inselinneren gelegene Höhle.



Nach der Schilderung dieser für uns ungewöhnlichen Bräuchen setzten wir unsere Wanderung etwas nachdenklich fort. Auf der gegenüberliegenden Seite erreichten wir eine Ansammlung von Hütten, die Fischer halblegal angelegt hatten und in denen sie ab und zu hausten. Rund herum lagen haufenweise die natürlichen Abfälle ihrer Jagd, aber auch Zivilisationsmüll. Unzählige Muschelschalen und Schneckenhäuser vermischt mit Resten von Netzen, Getränkeverpackungen und sonstigem Plastikmüll ließen in uns Zweifel aufkommen, ob die eingesetzten Ranger wirklich ihrer Aufgabe das Naturschutzgebiet gegen jegliche Fehlnutzung zu schützen nachkamen. Auf ein weiteres Indiz für diese Annahme stießen wir dann. Am Strand wurden auf speziell angefertigten Gestellen die gefangenen Fische getrocknet. Besonders makaber sahen

die Tintenfische aus, die wie auf Kleiderbügel aufgehängt, die acht Beine baumelnd, dort in der Sonne hingen. Einer der Fischer lag derzeit etwas entfernt im Schatten einer Palme in seinem Boot und schlief. Neben den Fang und dem Trocknen von Meerestieren wurden auch Muscheln und Schnecken gejagt, deren Häuser und Schalen sicher den Weg zu den Touristen auf Sansibar finden.

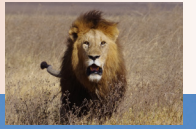


Die Hoffnung hier eine ähnliche Unterwasserwelt wie auf Galapagos anzutreffen hatte sich nach einem Schnorchelgang von Heike zerschlagen. Nur wenige Fische und wenige Korallen in, dem Tidenstand entsprechend, großer Tiefe, ließen meinen Elan auch Schnorcheln zu gehen, schwinden. So genossen wir zu zweit die Idylle. Neben dem Fischer, den Bootsleuten, dem Ranger, uns und den Italienern mussten wir uns die Inseln nur mit noch zwei Pärchen teilen. Selbst die Meerkatzen störten die Ruhe nur selten. Am Nachmittag hieß es dann den Rückweg anzutreten. Wiederum drei Stunden dauerte die Reise mit Booten und Taxi. Zum Dinner waren wir dann rechtzeitig zurück in der Lodge.

Nach dem Ausflug am Vortag auf die Insel Misali, hatten wir uns fest vorgenommen, heute den ganzen Tag den Strand zu genießen. Nach dem Frühstück machten wir den Versuch in der Lagune soweit durchs Wasser zu waten bis wir richtig schwimmen konnten. Die meiste Zeit ging das Meerwasser uns nur bis zu den Knien. Erst nach über hundert Metern, die wir uns raus wagten, ließ es sich gut schwimmen, ohne mit den Knien den Boden der Lagune zu berühren. Eine Stelle, an der man nicht stehen konnte, war schwer zu finden. Obwohl die Liegen am Strand kaum noch zu erkennen waren, hatten wir erst die Hälfte der Strecke bis zum dorthin zurückgelegt wo sich die Wellen aus dem Indischen Ozean an dem vorgelagerten Riff brachen. Diese zu erreichen schien uns zwar erstrebenswert, aber unrealistisch und so drehten wir um, schwammen etwas hin und her um dann zum Strand zurückzukehren.

Während Heike ganz entspannt auf der Liege ein Buch las, reizte mich die Möglichkeit, ein nahe gelegenes Dorf zu besuchen. Heike war bewusst, dass ich nicht lange ruhig die Natur genießen würde, und schickte mich förmlich los das Dorf zu finden. Im Haupthaus fragte ich nach dem Weg und erfuhr, dass die Italiener bereits einige Zeit früher mit einem Guide dahin aufgebrochen waren. Sicher das Dorf alleine zu finden folgte ich ihnen.

Zunächst führte mich meine Wanderung durch das Gelände der Lodge. Zwischen den Gebäuden und dem Strand standen Palmen und darunter unter anderem eine verwaiste Massageliege. Diese war ein deutliches Indiz dafür, dass die Lodge auch schon bessere Zeiten hinter sich hatte. Meine nächste Entdeckung waren einige Ruinen von Steinhäusern. Ohne Dach, Fenster und Türen standen diese Überbleibsel einer wohl vor langer Zeit aufgegebenen Lodge da. Der in den Boden eingelassene und betonierte Pool war noch gut erhalten, ebenso weitere betonierte Relikte aus vergangenen Zeiten. Ab hier war den Verlauf des Weges zum Dorf etwas unklar. Zu mei-



nem Glück hatte mir Vincent den Sohn des Kochs als Scout nachgeschickt. Mit der Kommunikation war das zwar nicht so ganz einfach, aber irgendwie verständigten wir uns mit ein paar Brocken Englisch und viel Zeichensprache.

Der Pfad führte von hier aus weg vom Strand und bergauf hin zu den Plantagen der Bauern. Neben Bananen wurde viel Maniok angebaut. Am Wegesrand grasten Kühe und Ziegen. Die Kühe, zumeist mit Fetthöcker, waren von kleiner Statur. Unterwegs trafen wir auf einen der Dorfbewohner, welcher gerade dabei war, die Haustiere mit Wasser zu versorgen. Während ich trotz Wanderschuhen beim Laufen auf den spitzen Kalksteinen Beschwerden bekam, lief Ali barfuß über Stock und Stein. Die Mittags-sonne brannte dazu von oben und ließ den Schweiß in Strömen fließen. Selten verlief der Pfad im Schatten von Baobab Bäumen oder von Palmen.

Endlich erreichten wir die ersten Häuser des Dorfs. Die Gebäude waren ganz unterschiedlich errichtet. Die einfachsten, die zumeist für die Unterbringung der Hühner und Enten dienten, bestanden aus einem Gerüst von armstarken Ästen, welches mit Bananenblättern behängt waren. Einige der Häuser hatten Lehmwänden, andere waren mit Backsteinen gemauert. Auf den Dächern dominierten Trapezbleche. Bei den gut situierten Bewohnern mit passend zugeschnittenen Teilen und bei den Ärmeren halt mit den Resten der Vorgenannten.

Ali führte mich sogar in das Haus seiner Familie, ich folgte etwas zurückhaltend. Im Prinzip gab es zwei Räume, einen würde ich als Wohnküche bezeichnen und den anderen als allgemeines Schlafzimmer. Mit recht zügigen Schritten begaben wir uns dann an das Ufer. Dort gab es neben einem kleinen Hafen eine große grüne Informationstafel, auf der die Erstbesiedlung dieser Pemba vorgelagerten Insel beschrieben wurde. Demnach erfolgte die erste Gründung eines Dorfes im 17. Jahrhundert durch Perser,

die aus der Region des heutigen Iraks hier ankamen. Recht früh wurde eine Moschee auf der Insel Shamiani errichtet, deren Namen ich nun auch kennenlernen durfte. Wie man an der Bekleidung der kleinen Mädchen erkennen konnte, war der Islam auch heute noch die vorherrschende Religion. Der nächste Weg führte uns zu der Dorfschule. Aufgrund des Wochenendes war diese allerdings geschlossen. Hier trafen wir auf die Italiener, die sich gerade auf dem Weg zum kleinen Hafen mit der Infotafel machten.



Einige Jungs spielten mit ihren selbst gebauten Spielzeugautos auf der Wiese zwischen den Klassentrakten. Die meisten Bewohner des Dorfes waren jedoch rund um einen der sechs Dorfbrunnen versammelt. Trotz meiner einheimischen Begleitung wurde ich kritisch gemustert. Ali führte mich dorthin, wo die Kinder heute unterrichtet wurden, zu der Koranschule. In zwei Räumen, ordentlich nach Geschlecht getrennt, wurden hier Suren des Korans rezitiert. Die beiden Lehrmeister setzten ihre Rohrstöcke bei jeder falschen Betonung ein. Die Mädchen drehten sich, als sie sahen, dass ich einen Fotoapparat dabei hatte, schnell weg und bedeckten ihre Gesichter mit ihren Kopftüchern. Die Jungs hingegen ließen sich kaum stören.



Auf der Hauptstraße, wenn man den etwas breiteren Weg so nennen möchte, näherte sich ein Ochsenkarren. Das Zugtier war deutlich stattlicher als die Kühe, die ich bisher auf Sansibar und Pemba gesehen hatte. Zwar wäre es kein Problem, ein Foto zu machen, sagte Ali, aber die Reaktion des Fuhrmanns ließ deutlich erkennen, dass es ihm nicht recht war. Gerade als ich die Kamera zum Knipsen hochnahm, schwang er seine Peitsche, und der schwergewichtige Ochse machte einige Sprünge auf mich zu. Schleunigst ging ich aus dem Weg, während alle anderen Anwesenden das Schauspiel wohl sehr lustig fanden.



Auf dem Weg zurück zur Lodge erntet Ali zwei Maniokwurzeln und gab mir eine davon zum Verzehr. Zwischendurch begegneten wir drei jungen Frauen, die ihre Ernte des Tages in Gefäßen auf dem Kopf in Richtung des Dorfes trugen. Eine der Frauen war die Cousine meines Begleiters, so interpretiere ich zumindest seine Worte und Gesten. Aber auch diese Damen zierten sich abgelichtet zu werden.

Nach dem durchaus anstrengenden Ausflug nutze ich die Liege neben Heike, die noch immer am Lesen war, um die letzten Stunden unseres Urlaubs entspannt zu genießen.

Gut vier Wochen Ostafrika lagen hinter uns. Nun hieß es ein letztes Mal die Koffer packen und alles für den Heimflug vorbereiten. Zu unserem Erstaunen wurden wir im Haupthaus von Vincent gebeten, unsere Rechnung zu begleichen. In unseren Reiseunterlagen war deutlich erkennbar, allerdings in Deutsch, das wir bereits alle Kosten per Vorkasse abgegolten hatten, lediglich die Getränke waren noch offen. Selbst ein Telefonat mit der Reisegesellschaft in Deutschland konnte die Diskrepanz nicht auflösen. Daher bezahlten wir, so wie es auch der deutsche Mitarbeiter am Telefon empfohlen hatte den Gesamtbetrag und ließen uns eine entsprechende Quittung ausstellen. In Ermangelung von Quittungsblöcken gab es ein schlichtes Blatt Papier mit einem handschriftlichen Vermerk und einem sehr wichtig aussehenden Stempel. So wurde noch einmal die Kreditkarte zum Einsatz gebracht, bevor wir den gewohnten Weg zur Anlegestelle antraten.





Wir mussten nur unsere Rucksäcke tragen, da die Koffer dankenswerter Weise, wie bei der Anreise, von Helfern zu dem Boot transportiert wurden. Noch ein letztes Mal trafen wir auf die Buckelrinder, gingen durch Bananenhaine und Maniokfelder. Auf der Bootsfahrt begegneten wir einem Geistlichen, der uns mit seiner Entourage ebenfalls per Boot entgegenkam. Am Ufer warteten Personen auf Mitfahrgelegenheiten. Unter anderem auch eine ältere Frau, die mitsamt einem großen Büschel Bananen am Wasser hockte, während ein Junge mit seinem selbst gebauten Holzautos spielte.

Im Hafen angekommen ging es noch mal barfuß durchs knietiefe Brackwasser an Land. Unser Taxi stand bereits für die Fahrt zum Flughafen bereit. Nachdem die Koffer ver-

staut waren, verabschiedeten wir uns bei dem Bootsmann, der uns in den vergangenen Tagen von und zur vorgelagerten Insel mit der Lodge gebracht hatte. Den Flughafen erreichten wir weit vor der Abflugzeit. Auch war das Abfertigungsgebäude noch geschlossen. Auf dem Gelände vor dem Terminal standen einige überdachte Wartebänke, auf denen wir Platz nahmen oder vor Langeweile einige Runden zu Fuß entlang des Absperrzauns machten. Die Zeit verging für uns schleichend. Irgendwann trafen weitere Fluggäste ein und noch wesentlich später wurde der Eingang zum Abfertigungsgebäude für uns geöffnet. Von dem Flieger, der uns nach Sansibar oder besser gesagt, Unguja bringen sollte, war nichts zu sehen. Dass sich der Abflug deutlich verzögern würde, war nun klar. Einen neuen Abflugtermin bekamen wir jedoch nicht mitgeteilt.



Nun trafen immer mehr Personen ein, die sich in einem anderen Bereich sammelten. Als dann die Cessna 208 am Himmel erschien und zur Landung ansetzte, stellten sich diese Leute im Spalier an der Landebahn auf. Offensichtlich wurde eine höherrangige Delegation erwartet. So stiegen tatsächlich einige Leute aus dem kleinen Flieger, von denen einer sehr wichtig aussah und gegenüber dem die Anwesenden sichtlich Respekt hatten. Wer derjenige war, ließ sich nicht herausfinden, selbst der Pilot der Cessna meinte nur, es wäre wohl ein wichtiger Vertreter der Regierung. Zügig wurde der Flieger mit dem Reisegepäck beladen und wir durften einsteigen. Diesmal saßen wir in der ersten Reihe direkt hinter den Piloten, so zumindest unsere Annahme. Was wir zu diesem Zeitpunkt als wir es uns in den durchgesessenen Sitzen einigermaßen bequem machten, nicht ahnen konnten, war die Tatsache, dass die Airline bei diesem Flug auf den Co-Piloten verzichtete und der Pilot eine junge Touristin neben sich setzte. Er erklärte ihr kurz, dass sie bitte nichts anfassen solle, und damit war für ihn das Thema beendet. Heike und ich schauten uns etwas verwundert an, musste die Situation aber so hinnehmen.



Da wir bereits weit über eine Stunde Verspätung hatten, erfolgte der Start umgehend, nachdem alle Passagiere saßen. Schnell gewann die kleine Maschine an Höhe und wir konnten noch einige Blicke auf Pemba, die Insel Shamiani, unseren dortigen Strand und deren riesige vorgelagerte Lagune werfen. Überhaupt hatten wir einen tollen Ausblick auf das Meer mit seinen wechselnden Türkistönen. Die Tatsache, dass wir ohne Co-Piloten unterwegs waren, hatten wir rasch akzeptiert, aber als dann der Pilot sich die meiste Zeit des Fluges mit seinem Mobiltelefon beschäftigte, war unangenehm. Gut, der Autopilot machte das recht zuverlässig, aber ein regelmäßiger kontrollierender Blick auf die Instrumente hätte uns schon ein wenig beruhigt. Wir malten uns aus, wie das wohl bei den großen Maschinen ist, da wo keiner ins Cockpit schauen kann. Was würde denn die Crew während der langen Interkontinentalflüge treiben? Als wir uns dann der Stadt und dessen Flughafen näherten, beschäftigte sich unser Pilot wieder mit der Cessna und landete problemlos.

Zwischendurch hatte ich Salim eine Nachricht gesendet und ihm die Verspätung unseres Fluges mitgeteilt. Wie erwartet stand er am Ausgang des Terminals bereit, um mit uns noch einmal kurz in die Stadt zu fahren. Aufgrund der Verspätung blieb natürlich viel weniger Zeit als eigentlich vorgesehen. Trotzdem wollten wir noch einmal zum Zanzibar Coffee House. Der Verkehr hielt sich zu unserem Glück in Grenzen und so erreichten wir den Darajani Bazaar in Stone Town nach kurzer Fahrzeit. Eigentlich war es unmöglich, hier einen freien Parkplatz zu finden, aber Salim kannte natürlich den Parkwächter und so parke er einfach ein anderes Fahrzeug zu und übergab seinem Bekannten den Autoschlüssel und eine kleine finanzielle Zuwendung. Gegebenenfalls hätte der Wagen umgesetzt werden können.

Schnellen Schrittes folgten wir Salim hinein in das Menschengetümmel, vorbei an den Marktständen mit Gemüse und vor allem frischem Fisch und durch die engen Gassen der Altstadt. Zum Glück gab es einen freien Tisch im Coffee House und auch vom hervorragenden Kuchen konnten wir noch jeweils ein Stück bestellen. Das war nun wirklich der letzte Höhepunkt unserer Reise. So rundum verwöhnt, hieß es nun zurück zum Wagen, und dann am Flughafen Abschied von Ostafrika zu nehmen. Am Markt wurden gerade frisch gefangene Thunfische angeliefert. Gelagert wurden diese stattlichen Fische auf Bananenblättern, die auf dem Boden lagen. Von einer Kühlung war nichts zu sehen. Die Mittagshitze und der arbeitsame Vormittag, hatten bei einigen Händlern deutliche Spuren hinterlas-



sen und so lagen einige von ihnen auf ihren Karren und schliefen. Salim, den wir in den vergangenen Tagen zu schätzen gelernt hatten, brachte uns noch ein letztes Mal zu Flughafen und gab uns den Hinweis, welche Tür wir für den internationalen Flug nehmen mussten. Von nun an lief alles wie am Schnürchen, Gepäck bis zum Zielflughafen Frankfurt aufgeben und selbst ab zum Gate. Der Flug nach Doha erfolgte in einem Airbus A320-200, also einem recht kompakten Flugzeug für eine Langstrecke. Trotz dessen Schmalrumpf war die Bestuhlung für die Reise von über sechs Stunden ausreichend komfortabel.

Kurz vor dem Datumswechsel landeten wir in Doha. Bei der Buchung hatten wir bereits angegeben, dass wir mit großer Wahrscheinlichkeit nach dem offiziellen Einchecken um Mitternacht eintreffen würden. Vom Gate ging es ohne weitere Kontrollen direkt zum Oryx Airport Hotel. Dort wurden wir bereits von dem freundlichen Personal erwartet. Dass wir wirklich nur wenige hundert Meter zwischen dem Flieger und unserem Hotelzimmer zurückzulegen hatten, war fantastisch. Von unserem hochmodernen Zimmer mit bodentiefer Fensterfront konnten wir direkt ins Terminal schauen. In dem großen Kingsize-Bett würden wir die Wartezeit bis zum Weiterflug im Schlaf verbringen. Bevor wir jedoch zu Bett gingen, lockte die Dusche. Gerade nach den letzten Tagen in der eher rudimentär ausgestatteten Eco-Lodge genossen wir die Regenschauerduche und die womöglich ökologisch bedenklichen Hautpflegeprodukte. Nachhaltigkeit wird zwar in den Publikationen des Hotels ganz großgeschrieben, aber die bereitgelegten biologisch abbaubaren Bambuszahnbürsten waren einzeln in Plastik verpackt. Ein typischer Fall von Greenwashing.

Knapp zwei Stunden vor dem Abflugzeitpunkt klingelte unser Wecker. Also zu einem Zeitpunkt an dem wir uns eigentlich zum Einchecken am Flughafen hätten einfinden müssen. Da wir durch keinerlei Kontrolle mussten, hatten wir ausreichend Zeit, uns für die letzte Etappe fertigzumachen. Durch die Fensterfront, vor der eine für uns durchblickbare Videowand montiert war, ließ sich das Geschehen in der Haupthalle unentdeckt beobachten. Entsprechend der Empfehlung des Servicepersonals begaben wir uns erst eine knappe Stunde vor Abflug zum Gate. Dort konnten wir direkt ohne Wartezeit den Airbus A350-1000 besteigen der uns in gut sechs Stunden nach Frankfurt brachte. Aufgrund der entspannenden Nacht im Oryx Airport Hotel kamen wir ganz entspannt und erholt in unserer Heimat an. In unseren Koffern viel Wäsche, auf den Speicherkarten unzählige Bilder und in unseren Köpfen so viele Erlebnisse und Emotionen, genug um diese auch mit anderen zuteilen.





Bevor wir nach Kenia und Tansania reisten, besuchten wir Uganda für 10 Tage.

Die Anreise von Uganda erfolgte mit einem Flug von Entebbe nach Nairobi. Innerhalb von Kenia und weiter nach Tansania benutzten wir einen Geländewagen. Von Arusha flogen wir nach Sansibar und von dort weiter nach Pemba. Die Rückreise erfolgte wieder mit Flugzeugen von Pemba über Sansibar, Doha nach Frankfurt.

ZU ZWEIT DURCH DIE WELT

Urlaubsabenteuer von Heike & Dirk Haas

Home

Namibia

Borneo

Nepal

Indien

Ecuador

Südafrika – Namibia – Botswana

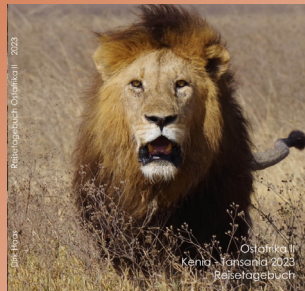
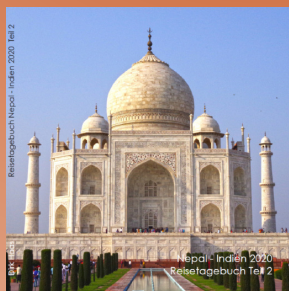
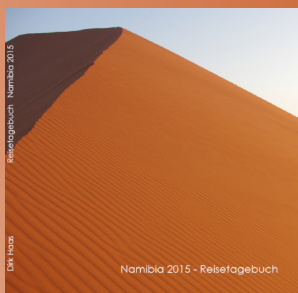
Ostafrika

Brasilien 2024

CLaSH – Namibia, ein Projekt das wir unterstützen

Immer aktuell im Internet, Bilder und Stories: www.haasennetz.de

In der Serie der Reisetagebücher sind bisher erschienen und bei uns erhältlich:





Dieses Buch ist nicht verkäuflich.
Aber wenn Sie nun, nachdem Sie am Ende des Reisetagebuches angelangt
sind, das Gefühl haben es hätte sich auch gelohnt das Buch käuflich zu
erwerben, möchte ich Sie um eine angemessene Spende bitten:

CLaSH Windhoek, Kindertagesstätte für gehörlose Kinder
Commerzbank AG DE15 3008 0000 0211 3508 12

Impressum:

Text, Layout: Dirk Haas
Bilder: Dirk & Heike Haas
Zeilstraße 8, 35418 Buseck